

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Ibsen	309
Reimar-Weilerschuh. Von Helene Simon	329
Berliner Sezession. Von Julius Meier-Graefe	332
Die Schule ohne Gott. Von Eduard Gollbedt	341
Stabat Mater. Von Labou	343

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 8a sowie durch sämtliche Anzeigen-Erpeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant *früher König*
Berlin
Unter den Linden 32



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Minerale
Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 2. Juni 1906.

Ibsen.

Schon in dem ersten Werk, das für ihn wie für uns von Bedeutung war, in dem Drama „Katilina“, hat Henrik Ibsen sofort die Partei des Auf-
 ruhrgeistes ergriffen. Bald kam in stolzer Reihenfolge der Troß Brünnhildens in der „Nordischen Heerfahrt“ und der des Zar Skule in den „Kronprätendenten“. Dann erschien „Brand“, der Mann, der dem „Ich“ und der Gesellschaft entsagte und in den Wolken seine Ziele suchte; „Peer Gynt“, der die Reise in umgekehrter Ordnung machte. Dann der Fehdezug des „Kaisers“ gegen den „Galiläer“. Dazwischen, als leichtere Randskizzen, ein paar Stücke, welche die Ehe und die politische Partei verhöhnten. Schließlich der unsterbliche Ring von Dramen aus der bürgerlichen Gesellschaft, zu deren Einleitung und Vorbereitung die früheren Werke gedient hatten. Das Eigenthümliche hierbei ist, daß Ibsens erste und letzte Dramen in einem milderen Schein einander wieder näher kommen. Aber in allen dazwischenliegenden ist sein Herz, wie früher bei Katilina, Brünnhilde, Skule, Brand, dem Kaiser, nun bei Nora, Dr. Stockmann, Frau Alving, der Mörderin und Selbstmörderin in Rosmerdholm, der Mörderin und Selbstmörderin Hedda Gabler und der sinnlich verwirrten Hilde Wangel; oder bei dem durch die Mächthaber der bürgerlichen Gesellschaft leidenden Ekdal und den anderen Verkommenen und Verstoßenen. Es sind bezaubernde Schilderungen, in die ein bis in die Tiefe erschüttertes Gemüth den Protest der Unabhängigen gegen die gewohnheitsmäßige Moral der Gegenwart mit Gewalt schleudert. Die zerrüttende Kritik Ibsens und seiner Mitkämpfer, ihr aufrührerischer, auf die Spitze getriebener indi-

vidualistischer Drang fallen der Zeit nach mit dem Sozialismus, dem Kollektivismus, dem Nihilismus und deren Gegengewichten, der drückenden Herrschaft des Militarismus und den dreisten Versuchen der Reaktion zusammen, die sich in den Schutz der Heeresmacht stellt. Diese Litteratur hat auf der ganzen Welt Aufsehen erregt. Sie hat das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Edleren geschärft. Durch sie sind die Arbeiterbewegung, die Frauenemanzipation, die Forderung des allgemeinen Wahlrechts, der Kunst- und der Litteratur neue Aufgaben zugewiesen worden. Aber die ethischen Arbeiter haben sich später zu energischem Widerstand gegen die Uebertreibungen zusammengescharrt, deren sich diese Litteratur schuldig gemacht hatte.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß ihr schrankenloser Individualismus (den auch Henrik Ibsen später abzuschwächen suchte) zusammen mit anderen Faktoren die unerhörte Roheit des Anarchismus, den sinnlichen Rausch der Jugend, den Zweifel der Decadence an Freiheit und Arbeit und die Flucht von der Wirklichkeit und der Wissenschaft zu mystischer Religiosität bewirkt hat. Ich könnte zur Erklärung an die Verkommenheit des norwegischen Geisteslebens erinnern, die ursprünglich in Ibsen und vielen Anderen den Zorn entflammte. Ich könnte die Versumpfung, die Mittelmäßigkeit, Tradition, Heuchelei, Trockenheit und Verzagttheit in einer kleinen, bewegungslosen bürgerlichen Gesellschaft schildern. Aber man ahnt das Alles ja schon, wenn man Ibsens Werke liest. Ich will daher lieber einige Worte über die Kunst sagen, die in ihnen zum Ausdruck gelangt. Denn wenn alle Wellen und Gegenwellen der aufgerührten See über uns hinweggegangen und wir selbst ihnen gefolgt sein werden, wird die große Meisterkunst diese Werke im Reich des Phänomenalen dauernd erhalten. Ihr innerstes Wesen ist die Replik, wie sie im Temperament und den Begebenheiten, den Umgebungen, ja, der Witterung in weitem Abstand vorbereitet wird; Alles ist an ihr lose komponirt. Sie steigt in leuchtender Linie auf und spiegelt vielfarbig die Idee des ganzen Stückes wieder. Ich möchte wissen, wer in der Weltlitteratur eine ähnliche Kraft der Replik besitzt, wer eine solche Konzentration aller dramatischen Mittel zu Stande gebracht hat. Kein toter Punkt, kein überflüssiges Wort in der ganzen Komposition. Mögen Andere das Selbe in rein mechanischer Technik erreicht haben: Henrik Ibsen erreicht es im strengen Dienste des Geistes.

Seine künstlerische Meistererschaft erscheint um so größer, wenn wir bedenken, daß von seinen Stoffen gar viele durchaus nicht dramatisch sind, sondern episch. In einem wichtigen Augenblick erzählen die handelnden Personen von sich selbst das Nöthige Dem, auf den es ihnen ankommt. Man kann sagen,

daß sie aus Dem, was sie erzählen, ihren eigenen Lebensfaden spinnen. Beinahe die ganze dramatische Spannung geht in den Drang über, zu wissen, wer der Erzähler ist und von welcher Art der Hörer eigentlich sein mag. Das erfahren wir nämlich nur ganz allmählich mit dem Fortschreiten der Erzählung, die hier und da durch einen Zufall unterbrochen wird, — durch einen Zufall, der für sie weitererzählt. Wir befinden uns vor einem Arcopag, der ein Verhör anstellt, bei dem es um Leben und Tod geht. Deshalb sind die Ausfagen von größter Wichtigkeit, deshalb darf uns kein Wort verloren gehen. Hier handelt es sich endlich einmal um mehr als nur darum, wie er sie kriegt oder wie es kam, daß er sie nicht kriegte. Aber eine solche Anlage ist ganz eigenartig; Ibsen dürfte kaum viele Nachfolger finden. Nimmt man hinzu, daß sein rührendes Verständniß für die Unglücklichen, selbst für Verbrecher, und sein Haß gegen die mitschuldige menschliche Gesellschaft ihn zur Ungerechtigkeit, ja, zur Grausamkeit verleitet, so begreift man, warum die Theilnahme an diesen Verhören und Selbsterklärungen oft recht peinlich wird.

Wenn es auch gut ist, daran zu denken, daß die Unglücklichen, die mit den Gefeszen in Konflikt gerathen, oft weit mehr werth sind als ihre Richter, so müssen wir doch auch gegen diese Richter gerecht sein; auch sie müssen mit dem selben mitsühlenden Verständniß beurtheilt werden, namentlich Die von ihnen, die selbst unter den Vergehen ihrer Mitmenschen leiden und an ihrem Mißgeschick ganz unschuldig sind. Aber gerade diese Armen verhöhnt und verkleinert Ibsen mitunter, um die Anderen größer erscheinen zu lassen. Hier drängt sich uns eine Betrachtung auf, die wohl mehr und mehr die allgemeine Meinung werden dürfte: als Denker steht Ibsen nicht auf der selben Höhe wie als Künstler; seine Lebenskenntniß und Objektivität ist nicht so groß wie seine Leidenschaft. Die Gedankenkraft des Dramatikers kommt wohl am Stärksten in seiner Psychologie zur Geltung; und diese besitz bei Ibsen nicht immer einen sicheren Untergrund. Der Aufbau ist stets musterhaft; so, zum Beispiel, in „Nora“; aber das Fundament, auf dem er ruht: nämlich, daß Nora (die lügt, — und wer ist weltklüger als Die, die lügen können?) nicht wissen sollte, was eine Wechselsälchung ist, läßt viel zu wünschen übrig. Die Voraussetzung für die Handlung der „Wildente“ ist, daß die vierzehnjährige Märttyrerin ihrem Vater glaubt, obwohl dieser Schwächer kaum ein wahres Wort zu sagen vermag. Nun wissen wir aber Alle, daß Niemand rascher als ein Kind erfassen kann, ob man auf die Worte Dessen, von dem man abhängt, Etwas geben darf. Seit ihrem vierten Jahr hat Hedwig sicher Bescheid gewußt; wenn Jemand zweifelt, so denke er an die Mutter! Wie der gute, von

Damen erzogene Professor in „Hedda Gabler“ dazu kommen konnte, Hedda als sein Weib heimzuführen, Das ist gewiß eben so unfaßlich wie der Umstand, daß diese mit Dynamit geladene Dame es ungefähr dreißig Jahre aushalten konnte, ohne daß es zu der geringsten Explosion kam und ohne daß die Umgebung merkte, wie es um Hedda stand. Dazu kommt die gewagte, manchmal geradezu falsche Anwendung der Studien über Suggestion, Hypnotismus und Erbllichkeit. Die noch wenig aufgeklärte Nacht der Erbllichkeit hält Ibsen für größer als die der Erziehung, mit der er gar nicht rechnet.

Es hat uns Alle gerührt, den alten Meister, nach einem so strengen Arbeitstag und nach so langer Abwesenheit im Ausland, in seinem Drama vom kleinen Gynolf die norwegische Flagge hissen zu sehen. Ganz gegen Ibsens Gewohnheit kommt die Szene unvorbereitet: ein sicheres Zeichen, daß es eine Einschaltung ist. Hier hat er gewiß in starker Gemüthsbewegung selbst die Rolle seines Helden übernommen. Man hat darin ein Zeichen seiner Verjöhnung mit der Gesellschaft sehen wollen. Doch es ist mehr. Wenn wir alt werden, so verlassen uns die Farben; weißer und weißer scheint unser Haupt in die Luft zurückzusinken, die es zuletzt in Atome auflösen soll. Eben so geht es mit unseren Gefühlen. Die Farben der Gegensätze gleiten mehr und mehr in die Unendlichkeit; sie suchen die Einheit. Ibsen hat nach und nach gelernt, mit dem Ausdruck für ein großes Gefühl zu warten, bis es sich in einem kleinen Bilde spiegeln konnte.

*

Zehn Jahre ist's her, seit Björnstjerne Björnson, der ein Menschenleben lang, nicht immer mit freundlichem Blick, den Mann aus Skien sah, diese Sätze für die „Zukunft“ schrieb. Ich wollte sie voran stellen, um zu zeigen, wie Norwegen, als dessen repräsentativster Geist Björnson fortleben wird, damals über Ibsen urtheilte. Nicht mehr wie über den Nachbarnsohn, den man als Apothekergehilfen, als Theaterdirektor, als armen Teufel und unruhigen Kopf gekannt hat und dem man drum nichts Ragendes, Dauerndes zutrauen mag. Noch nicht wie über einen Großen der Weltichtung, Einen sui generis, der aus eigener Kraft sich sein Lebensgesetz schuf und mit dem alle Intelligenz der Zeit sich auseinandersehen muß; in Liebe oder in Haß: ohne Gefühls tribut kommt an ihm Keiner vorbei, der den Ozean oder die Sterne sucht, den Wirbelsturm oder die große Stille. Nicht viel hat er uns seitdem geschenkt; zwei Dramen nur, deren spiritueller und poetischer Werth, so hoch er war, den Spruch der Richter nicht wandeln konnte. Fast unsichtbar war er, der sich dem Wasserauge doch nicht gern barg; seit dem März 1900, wie er selbst mir schrieb, ein sicherer, zur Arbeit nicht mehr rüstiger Mann. Dennoch wurde er nun erst gesehen, wie ihm gebührte. Als der streitbarste Apostel, der stärkste Wirker, den

germanische Poetenheimath in einem Jahrhundert gebar. Sechß Jahre währte sein Sterben. Dieser Leib, der gar nichts Heldisches hatte, trotzte den Wettern wie ein Wahrzeichen aus ferner Hünenzeit. Tausendmal rief er den Tod und täglich flehten die Freunde, deren Freundschaft nur dieser eine Wunsch blieb, den Tröster herbei; und immer wars, als bäume der Leib sich gegen den letzten Streich. Weiß und weißer sank das Haupt in die Luft zurück, ehrwürdiger schien es, heilig fast in dem bleichen Glanz unbeirrten Wollens; dann, am Tage vor Christi Himmelfahrt, schwieg das Herz, das achtundsiebenzig Jahre lang so heftig, in seiner dunklen Einsamkeit, gepocht hatte; kam endlich die Nacht. Das Vaterland, das den unbequemen Mahner, den Gespensterseher einst geschmäht und, „mit der Sorge Bündel, mit der Angst Sandale“, in die Fremde getrieben hatte, bot ihm nun ein Ehrengrab und der König trat an die Spitze des Trauerzuges. Welche Fülle von Kränzen auf diesem Sarg! Als traure die Menschheit um ihren Liebling. Wie viele papierne Blumen! Wars nöthig, all die alten Anekdoten noch einmal aufzutischen, die dem Philister ehrfurchtlos das Allzumenschliche des großen Dichters verrathen? Was man von ihm wissen muß, haben Georg Brandes und Henrik Jäger uns längst erzählt. Was er aussprechen wollte, steht in der Gesamtausgabe seiner Werke. Die kauft, die lest und lest wieder; und fragt nicht, warum der Schöpfer dieser Welt seine Pose und seine Tolle liebte, nicht immer aufrichtig war und manchmal den schlauen Zauberer spielte. Vielleicht fand er kein besseres Mittel, sein Innerstes zu wahren; war es sein Arceo. Drei Jahrzehnte nur Schimpf und Spott: ohne irgend eine Methode des Selbstschutzes ist's nicht zu ertragen. Wagner lernte die Heilandsgrimasse; in Zola wuchs der Drang, außerhalb der Turnierschranken sich den unbestrittenen Weltruhm zu erkämpfen; Ibsen gewöhnte sich in kleinstädtische Magiermanier. Für alle Drei wäre das Beste, wenn kein Brief, kein Gesprächsfeigen, kein polemisches Wort von ihnen erhalten wäre und nur ihr Werk für sie zeugte. . . Ich habe so oft, als er in Scandinavien, Deutschland, Frankreich, England noch gehöhnt und gescholten wurde, über Ibsen gesprochen, daß ich Neues jetzt nicht zu sagen vermöchte. Neue Worte fände ich allenfalls; noch nicht neues Empfinden: und die Umkleidung alter Gedanken widert mich. Unanständig aber schiene mir, an dieser Gruft vorbeizurennen und nach solchem Verlust (denn noch lebte der Mann und mehr als einmal hat Natur ein Wunder gewirkt) etwa von neudeutscher Reichsgeschichte zu reden. Deshalb habe ich aus meinen Versuchen, Ibsens Wesen zu erfassen, den heute gewählt, von dem der Lebende ungefragt, aus eigenem Antriebe mir schrieb, daß er auf dem Leidensbett ihm Freude bereitet habe. Noch ist die Distanz, ist das Bild unverändert.

Ehe der weiche Jüngling aus Nazareth, den der Täufer im kalten Jordanwasser gehärtet hatte, sich auf den Martyrweg machte, weilte er vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste. Er wollte mit sich allein sein, ganz einsam, um ungestört zurück und vorwärts zu schauen und in der stillsten Stunde den Stimmen zu lauschen, deren Lockruf ihn aus der Menschengemeinschaft riß. Er wollte erwägen, ob er ein willenloses Werkzeug Sohannis werden oder sich selbst leben solle, aus eigener Kraft. Den felsigen Abhang, der im Westen das Tote Meer schließt, erklimmte er, hauste dort unter dem spärlichen Wüsthier und verjagte dem Leib jegliche Nahrung. Das Fleischnliche, Alles, was auf den Willen, den Macht und Wonne begehrenden, wirkt, sollte verkümmern, erlahmen; ungetrübt sollte das Lichtreiner Erkenntniß den zu wandelnden Weg erhellen. Die Stätte war für beschnauliche Einkehr ins Innerste gut gewählt; keine einsamere gab es in der Südäerwelt. Doch das Volk raunte, sie sei von Dämonen bewohnt und dem dort Rastenden drohe Gefahr. Und wirklich: zu dem durch Fasten Geschwächten trat der Versucher. Er höhnte den Jüngling, der sich durch Gottes besondere Gnade geweiht wähne, und heißte von ihm Wunder, die übermenschliche Kraft dem Menschenauge beweisen könnten. In kluger Rede wehrte der Jüngling solche Zumuthung ab. Da führte der Versucher ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Das alles will ich Dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Der Jüngling aber sprach: „Hebe Dich weg von mir, Satan! Denn es stehet geschrieben: Du sollst Gott anbeten, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Dann stieg er herab von der Höhe, den Menschen Lehrer, Erlöser zu werden. Von Sanjara, der Welt ewiger Wiedergeburt, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnentäußung und wandelbarer Formen, hatte er sich freiwillig geschieden, wie Alle es müssen, die aus dem Geist Großes schaffen wollen, und war in Nirwana ein frommer Bürger geworden, in dem windstillen Land, wo die sündigen Wünsche schweigen.

Auf dieses wundervolle, in der unerschöpflich reichen Welt des Beda erwachsene Symbol war der Blick des Dichters, der den Europäern im Norden lebte, seit seiner Jugend geheftet. Henrik Ibsen, der Nordgermane aus dem Lande der starrsten Staatskirche, der inbrünstigsten Ekstase, der zornigen Christen vom Schlage der Kierkegaard und Lammer, erwuchs im Haß aller Sinnenfreude. Nur im Bereich der Nazarenermoral, so lehrten ringsum Strenggläubige, giebt es des Strebens würdige Werthe, nur die sittliche Schönheit ist wahrhaft schön. Der Knabe glaubte der Lehre; in dem Jüngling erwachte mit dem Geschlechtsleben der Zweifel. Ist wirklich Alles, was uns auf der Erde

on Freuden erwächst, als Uebel zu meiden? Leuchtet die Sonne uns nur, um zu Bűßerzerkürzung in Saß und Asche zu mahnen? Ist der süße Duft erblűhter Knospen eine Lockung des Bűsen, die Vereingung zweier heißen, langenden Körper ein Sűndenfall? Und soll der Anblick der irdischen Pracht und Herrlichkeit den Menschen nur prüfen, den, wenn er von Glűck und Glanz ein Stűck an sich reiht, in einem Jenseits fűr solches Vermessen harte Strafen erwartet? Noch blieb es beim Zweifel. Der Jűngling war scheu, die ersten Eindrűcke erkűlteten ihn, dessen scharfes Auge frűh schon unter die Oberflűche sah, und er traute sich selbst nicht genug, um an dem Heiligsten, das ihn gelehrt worden war, das Rűtteln zu wagen. Erst der Mann hatte den Muth, zu dem Gott aufzuschauen, vor dem sein Volk kniete, erst der Mann konnte an das Heiligste kritisch sein Richtmaß legen. Ein schwűchliches, auf krummen Wegen wandelndes Geschlecht sah er, das sich von Tag zu Tag kleine Vortheile erfeilschte, heuchlerische Kompromisse schloß und, wenn es zum Gebet die Hűnde faltete, nur daran dachte, sich schlau in den Himmel zu lűgen. Wie muhte der Gott sein, der sich von solcher Menschheit tűuschen lieh? Der Gott, den die Masse trűumte, war nicht der Gott starker Christen mehr. Mit schriller Stimme rief es der Dichter ins Land:

Wie das Geschlecht, ergraut sein Gott,
Als Greis mit dűnnem Silberhaar:
So stellt Ihr den Gottvater dar.
Doch dieser Gott ist nicht der meine!
Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine,
Eis Heldenjűngling, kűhn und stark,
Kein schwacher Alter ohne Mark!

Dieser junge Gott lűht sich in die alte, enge Kirche nicht bannen, fűr ihn reicht auch nicht der weitere Raum des modernen Kultgebűudes. Wer ihn fűhlen, ihn nahkommen will, muh hinaus ins Freie, hinauf zu den Gipfeln, die in den Himmel ragen: dort wird in des Sturmes Brausen der Starke Starken sich offenbaren. Deshalb schleudert Brand, der aus der Staatskirche geschiedene Pfarrer, den Schlűssel zum Gotteshaus in den Fluß und macht sich mit den Tapfersten aus seiner Gemeinde auf den steilen Weg, dessen Műhjal sie stűrken soll. Doch fűr den Leidensweg sind die Tapfersten noch nicht tapfer genug. Sie lechzen nach Freude: und auf der Hűhe droben athmet sich schwer; ihr Blick sucht Blumen: und findet nur Giefelder; sie erhoffen der Műhe kűstlichen Lohn: und der strenge Fűhrer verspricht ihnen nur eine Dornenkrone. Da wendet ihr dumpfer Sinn sich zur Wuth: mit Steinwűrfen scheuchen sie den Mann fort, der sie aus behaglicher Niederung lockte, und kehren zurűck, — ins Toth, in den Alltag, in Versorgung und Botműhigkeit. Brand bleibt

allein; er blutet aus Wunden, die ihm der Aberglaube schlug, und kann keuchend erkennen, wie die Menge Erlösers lohnt. Zur Freiheit, zum Licht, zu eigenem, jungen Willen hatte er die Gemeinde zu führen versucht: sie wollte weiter schlafen, den Willen nicht stählen, mit Erobererfaust nicht sich selbst eine Seligkeit schaffen. Wozu die Qual? Seligkeit war ja schon lange verheißen. Für Alle hatte ja Einer gelitten. Die alte Lehre hat den Willen gebrochen. Brand schaut zurück, hinunter ins Thal der Willenlosen, das sich wie ein Totenland vor seinem Auge dehnt. Kein frisches, fröhliches Leben, kein blutrother Entschluß, nicht einmal eine rechtschaffene große Sünde, zu der immerhin Muth und Kraft gehört, nur kleinliche Krämer Siege, kleinliche Spießbürger Schmach. Niemals dorthin zurück! Lieber den Tod auf eisiger Höhe als ein Scheinleben unter flüsternden, feilschenden Zwergen, denen der Wille zum Leben entfloß. Brand konnte seines Traumes Sinn nicht in die Herzen hämmern: so will er ihn leben, will lebend den Unbelehrbaren ein Beispiel geben. Hat so nicht auch der Galiläer? Nie hätte seine Lehre die Welt gewonnen, hätte er sie nicht mit dem Blut seines Lebens gedüngt. Dem Solches Sinnenden naht, wie seinem Vorbilde, der Versucher und zeigt ihm der bürgerlichen Bescheidenheit beglückende Seligkeit, zeigt ihm, daß nur der Wünsche überspannter Bogen dem Himmelstürmer bisher Wunden schuf und daß dem Gehehten, wenn er an die Menschen und an sich selbst den Anspruch mindert, in der Begrenztheit noch liebliche Freuden erblühen können. Umsonst: über den stählernen Willen des Freien hat der Versucher keine Gewalt. Nur eine Wahnsinnige glaubt noch an ihn; dennoch: Brands Wille erlahmt, Brands Fuß strauchelt nicht. Er sucht die Sonne, sucht den Gott, vor dem er knien, zu dem er beten kann. Eine Lawine begräbt ihn. Und über das schneeweiße Grab des Verstiegenen hin hallt die Stimme des deus caritatis, der dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit des Vaterhauses Thore aufthut.

Brand ist nicht das einzige Geschöpf, dem in Ibsens Weltreich der Versucher naht. Der Römerkaiser Julian und der Rheder Bernik, Zar Skule und Pastor Wanders, Rosmer, Solnes und Allmers, Frau Helene Alving und Frau Hedda Gabler, die kleine Hedwig Ekdal und die kleine Hilde Wangel: Alle versuchte der Böse; und sogar der kühlen Frau vom Meere trat ihr Traum in greifbarer Gestalt einst entgegen und lockte und zog ins Uferlose, in das nimmer ruhende Element, das nur der Kraft und dem Willen gehorcht. Manche folgten dem Verführer und erlitten das Loos vermessener Menschheit. Manche verstopften dem Lockruf das Ohr, krochen ins Pflichtengehäuse zurück und verkümmerten da, wie in der Dachkammer des Photographen Ekdal die lahm-

geschlossene Wildente. Aus Keinem wurde was Rechtes. Alle suchten mit sehendem Herzen die Lebensfreudigkeit, die der arme, vom Vatererbe vergiftete Döwold Alving auf seine Leinwand zaubern möchte, Alle aber standen im Mann einer Weltanschauung, die den Geist adelt, doch glücklich macht, Alle niukten, um ein Bißchen Sonne zu haschen, zu betäubenden, tödenden Apothekermitteln greifen. Ein dunkles Land, ein Land ohne Verheißung; und eine Menschheit, der das Christengefeh den Muth zu heidnischer Froheit und Sinnenlust nahm, eine Menschheit, der gleich, von der Nietzsche sprach: „In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lügnertischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls muthlosem und besangenen Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde, irgendwo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt: alles Dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, die sie verurtheilt, unfruchtbar und freudelos zu sein.“ Ist es im Lande dieser Menschheit, wo jeder Brecher alter Tafeln als Verbrecher gilt, nicht, trotz allem Lärm der Alltagsbetriebsamkeit, so still wie im Totenreich? Lebt sie denn überhaupt, kann sie ohne den Willen zu eigenem Daseinsrecht und eigener Daseinsfreude leben und ist sie nicht nur der Schatten eines verschwundenen Totengewimmels? Die jung scheinende Europa kauft unter der Leichenlast, die sie von Asien her auf ihrem Rücken mitschleppt; ihre Kinder sehen am hellen Tag wie Gespenster aus; und als der Kaiser Apostata, der sein Drittes Reich, das Reich froher und schöner Wahrhaftigkeit, nicht schauen sollte, in Ibjen's weltgeschichtlichem Galiläer drama verröthelt hat, kann seine christliche Pflegerin mit Recht von lebenden Toten und toten Lebenden sprechen.

Der Dichter wurde älter. Er hatte im Orient und im europäischen Süden reicheres, wärmeres Leben kennen gelernt und kehrte mit schwerem Greisenschritt nun in die nordische Heimath zurück. Das Bild des Versuchers hatte ihn auch in des „Sonnenstrands südlicher Pracht“ nicht verlassen und geleitete ihn nordwärts nun, zu des Schneelandes Hütten. Doch auch den Beltruhm brachte der Dichter heim; und er, den, wie Brand, Steinwürfe aus dem Vaterlande geschleucht hatten, sah sich von einem dankbaren Volke jetzt plöghch wie einen Helden gefeiert. Wie einen Helden? Der Vergleich paßte wohl nicht. Ein Held wirkt doch auf sein Volk, erkämpft seinem Volk neuen Besitz oder stärkt ihm wenigstens den Willen zu fördernder Schöpferthat. Der Dichter sah um sich. Was hatte er gewirkt? Nichts; oder doch nichts Gutes, nichts ihm jetzt noch

wünschenswerth Scheinendes. Das große Nichtmaß eines sittlichen Ideals, in das er früher die Menschen aufzurecken sich mühte, hatte er längst, weil er die Unnützlichkeft und die Lebensgefahr der Prokrustesarbeit erkannte, in den Kasten gelegt. Längst auch hatte er eingesehen, daß man mit dem Puritanerpathos, mit dem Predigen einer Wahrheit, die Allen wahr sein soll, heutzutage nicht weit kommt und daß es besser ist, dem Durchschnittsgefrübel die Lebenslüge zu lassen, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt. Der Stamm der Beer Synt stirbt nicht aus; und ist es gerecht, ist's gütig, diesem Stamm Alles zu nehmen, was er zum Leben braucht? Das hatte Ibsen, der Mann wie der Jüngling, gethan. Er hatte den Schlüssel zur Kirchenthür ins Wasser geworfen, den Gespensterglauben der Urväterzeit aus der Scholle gejätet, alle Konventionen und Kompromisse, die geheiligtesten sogar, als Trugwerk und Heuchlergetriebe enthüllt, alle Leuchtefeuer gelöscht, die in sternloser Nacht bisher den sichere Fahrstraßen Suchenden die Richtung wiesen. War er nicht selbst ein Versucher gewesen, Einer, der die Menschheit lockte, höher zu fliegen, als der Flügelkraft sie zu tragen vermochte? Frohe Adelsmensen wollte er schaffen, Männer von Ruth und Mark, stolz sich schenkende und frei in der Hingebung das Menschenrecht wahrende Frauen, ein reinliches, vornehmeres, neuer Schönheit lebendes Volk. Und was sah er nun? Ihren Dichter umdrängten jubelnd die Entpflichteten, die männischen, auf ihre Unfruchtbarkeit eitlen Weiber, und die der Puppenstubenpflicht noch nicht Entlaufenen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und mit anlagendem Finger die sündigen Männer dem Richter bezeichneten. Wo waren die Mütter des starken Sonnengeschlechtes? Und wo die Väter? Herr Stockmann war noch immer Bürgermeister, Herr Kroll noch immer Rektor; Berniks und Werles leiteten die großen Handelshäuser, Stensgaards und Helmers plaidirten vor Gericht, auf der Kanzel stand im günstigsten Fall ein schwächlicher Manders und die Oeffentliche Meinung wurde vom Buchdrucker Alaksen, von Peder Mortensgard und deren Nießlingen morgens und abends ins Haus geliefert. Noch immer auch bildete man, wo eines kräftigen, zu Opfern bereiten Mannes That allein nützen konnte, einen Verein, eine Kommission, einen Bund. Der „große Krumme“, der Ewig-Biegsame hatte das Feld behauptet. Und die revolutionär gestimmte Jugend verschrte den alten Dichter als einen Heuchler, der gern große Worte mache, im Grunde aber ein rechter Philister sei. Das also war der Ertrag eines langen Lebens! . . . Eines Lebens? Ach: der Dichter hatte seine Lehre ja nicht gelebt, hatte sie aus dem Bereich der Vorstellung nicht in den des Willens gerückt. Schon früher hatte er die Lands-

leute gefragt: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Lehre und Leben in sich gefühlt und erkannt hat?“ Jetzt ließ er Solnes jagen: „Wenn ich zurückblende: eigentlich habe ich nichts gebaut und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen. Das ist der ganze Abchluß.“ Und in dem Gedicht von dem Baumeister, den der Schwindel von der Thurmspitze des selbst gebauten Hauses stürzt, gab er uns die Tragoedie von dem Dichter, der die Höhe der selbst verkündeten Weltanschauung nicht erklimmen kann.

Diesem Werk, das allein schon genügen würde, um zu zeigen, wie thöricht, wie gewissenlos es war, dem Namen Heinrichs Ibjen den irgend eines anderen Lebenden als eines Gleichen zu gesellen, folgte das Abendmärchen vom kleinen Eynolf. Flüchtling Hinblickenden mochte es damals scheinen, als wehe vom Eispalast des Magus aus Norden endlich die Friedensfahne, als wolle der einst Unerbittliche kapituliren und die müden Greisenglieder in den modischen Mitleidenskult retten. Wer genauer hinsah und nicht vergaß, daß Ibjen's Lebenslügen nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Sprechen beurtheilt werden müssen, Der merkte bald, daß an eine Kapitulation hier nicht zu denken war. Der Dichter zeigte ein unseliges Paar, dem zu froher, nach keiner Rücksicht fragender Selbstsucht und zu frei gewähltem Dienst der Gattung die Kraft und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube fehlte und dem als letzter Trost nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzuwiegen und am Thron des lange vergessenen Gottes wieder um Gnade zu winseln. Daß, schien der Schöpfer dieser halbdunklen Welt zu rufen, ist Alles, was Ihr im Willen Wortschen, zu fruchtbarem Handeln Untüchtigen noch könnt. Und es war, als hörte man von den Firnen her Zarathustras heiliges Lachen, als spräche der graue Bergsteiger droben zu Königen oder zu Knechten: „Wo geschehen größere Thorheiten als bei den Mitleidigen?“

Dorthinauf ging nun der Weg. Wars nicht Jean Paul, der gesagt hat: „Man klettert den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberg zu sterben“? So erging es John Gabriel Borkman. Auf einer hohen, ausgereuteten Waldstelle stirbt er, im Schnee, unter einer abgestorbenen Fichte. Auch er war längst abgestorben. Ein Loter bist Du, hatte seine Frau ihm gesagt, liege ruhig in Deinem Grabe und laß Dir nichts mehr vom Leben träumen. Und diese Frau, die ihn, so hart und herzlos sie scheint, am Meisten liebt und am Besten kennt, weiß auch gleich, woran er starb: „Er vertrug die frische Luft nicht!“ Ein Bergmannssohn, den der Vater oft mit in die Grube nahm, wo das Erz vor Freude singt, wenn es die Hammerschläge der Häuer befreien.

Unter Tag erwacht seine Phantasie zu fieberhaftnächtigem Leben. Wer das Erz in Massen hinauffördern, es den Menschen dienstbar machen, durch große Unternehmungen weithin Wohlstand schaffen könnte! Das wäre das Reich, die Macht und die Herrlichkeit. Ein Imperatorendraum, der Traum eines in die Welt der Großindustrie hineingeborenen Bonaparte. Doch ein Bonaparte, den man in seiner ersten Schlacht zum Krüppel geschossen hätte, wäre nie der Weltherrscher Napoleon geworden. Das war John Gabriels tragikomisches Loos. Dieser Leffepö, in dem ein Lyriker schläft, lebt in einer Welt, wo nicht der Wille, wo die Vorstellung regiert. In seiner Vision wähnt er sich einen Menschenbeglucker, dem der erhabene Zweck jedes Mittel heiligen müsse, und im Grunde sucht er doch nichts als Macht, als Herrschaft, als Stillung ehrgeiziger Lust. Zweimal naht ihm der Versucher, zweimal erliegt der ins Ungemeine strebende Phantast der Lockung. Er läßt das Mädchen, das ihm lieb ist, weil es von einem Anderen begehrt wird; von Einem, der dem Kletternden Stab und Stütze sein kann. Umsonst: die Verlassene weigert dem Werber ihre Hand und der Verschmähte wittert hinter den Weigerungen den früheren Freund, dem er dafür Rache schwört. Und als John Gabriel an der Spitze der großen, von ihm gegründeten Bank steht, als er das Land mit Fabriken besäen, die „Leben heischenden Berthe“ erlösen, goldene Schätze ernten will und ihm zum Düngen die Mittel fehlen, da greift er nach den ihm anvertrauten Depots. Warum nicht? Er wird, muß ja siegen; in acht Wochen, acht Tagen vielleicht ist der Betrag wieder gedeckt und kein Mensch erfährt von der Sache. Abermals umsonst: die Behörden räumen einem Industriekapitän nicht das Herrenrecht ein, das sie an Königen und Kaisern in der Geschichte bewundern, und John Gabriel, den man gestern noch wie einen Monarchen ehrte, wird wie ein gemeiner Gauner ins Zuchthaus gesperrt. ... In der Zelle und später, als er, ein einsamer, gemiedener Mann, in einem verblichnen Brunksaal das visionäre Traumleben fortführt, nimmt er seinen Prozeß wieder auf. Er that, was er thun durfte, mußte, was dem Gemeinwohl dienen sollte: er spricht sich frei. Doch nicht ganz. Mit neuem Auge blickt er auf die alte Handlung zurück und findet, nur gegen Einen habe er sich vergangen: gegen sich selbst. Er durfte sich von Unbill und Schande nicht beugen lassen, mußte, sobald er die Kerkermauer hinter sich hatte, hinaus in die Wirklichkeit, ins sprossende, wimmelnde Leben, wo es für einen Starken immer genug zu schaffen giebt. Der Arme, von Illusionen Genarrte! Er kann die frische Luft ja nicht vertragen. So lange er im Reich seiner Vorstellung lebt, sich im fahlen Brunksaal die danse macabre vorspielen läßt und einen Menschen hat, der an ihn zu glauben scheint: so lange kann er sich für ein Opfer

neidischer Philistermoral halten, die dem Genie immer Galüstricke legt, kann er, der nur in Gefühlen und Visionen schwelgt, sich einen nüchternen Rechner nennen und auf eine „Stunde der Genugthuung“ hoffen, die ihm neuen Glanz, neue Ehre bringen wird. In der rauhen Wirklichkeit welkt die im Treibhaus des Wahnes bei künstlicher Hitze hochgezüchtete Blütenpracht bald. Sohn Gabriel wollte nie die Wirklichkeit sehen; und als er zum ersten Mal aus seiner Stubenluft wieder ins Freie tritt, umkrallt ihn im verschneiten Hochwald die kalte Erzhand des Todes. Keck und selbstbewußt war er den grünen Berg des Lebens hinaufgeklettert und mußte auf einem Eisberg nun sterben.

Ein Uebermensch? Nein: ein in den Selbsttäuschungen und Lebenslügen der unternehmenden Bourgeoisie erwachsener Phantast, in dem die Vorstellung hemmunglos schaltet und der zu keiner starken, fruchtbaren That die Willenskraft hat, auch zum Verbrechen nicht, das er scheu nur, mit schwindligem Gewissen, begehen kann. Und um ihn lauter alte, längst abgestorbene Menschen voll gespenstischer Wahngelbde. Zwei Frauen. Die eine lebt dem Phantom einer Ehre, die man nicht selbst sich geben, die man nur von der richtenden Gesellschaft empfangen kann; die andere dem Phantom einer Liebe, der man Alles, Streben, Schaffenslust, Drang nach Erkenntniß, opfern muß und die über Leben und Sterben entscheidet; wenn für kurze Sekunden die Rebel des Wahnes zerflattern, sieht man, daß Beide nur einen Stützpunkt suchen, ein Wesen, das ihnen allein gehört, ihrer inneren Leere den Trost einer Glücksvorstellung giebt. Diesen grauen Schwestern gesellt sich ein altes Kind, ein Kanzleischreiber, der sich im Leben nicht zurecht finden kann und sich von Vorkman ausplündern und mißhandeln läßt, weil der Depotdieb ihn in seinem Dichterbahn bestärkt. Lauter verpfushtes Volk, das nicht zu behaglicher Ruhe kommt, weil es zwischen Verlangen und Kraft die Kluft nicht ausfüllen kann. Vorkmans Sohn, des Kanzlisten Tochter und Frau Wilton können es; sie fragen nach keines Anderen Wohl oder Weh, fragen, ohne Träumerei und Gefühlüber-schwang, nur nach dem eigenen Vortheil, gehen frisch und frech auf ihr Ziel los und werdens erreichen, — mag auch der weich gepolsterte Schlitten, in dem sie sitzen, Den oder Jenen aus der Verwandtschaft überfahren. Nur solche Sicherheit, die nichts von dem Kampf zweier Seelen in einer Brust weiß, erhascht auf der wilden Lebensjagd das Glück. Schon zum Pfarrer Rosmer ließ Ibjen dessen Lehrer Brendel, einen nicht mehr zahlungsfähigen Idealisten, sprechen: „Beder Mortenägord will niemals mehr, als er kann. Beder Mortenägord ist im Stande das Leben ohne Ideale zu leben. Und Das ist das große Geheimniß des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weisheit di:jer Welt. Basta!“

... Der Baumeister Solneß war Versuchter und Versucher zugleich. Er hatte einem kleinen Mädchen ein Märchenkönigreich versprochen, hatte mit der Verheißung eines Wunderbaren die zur Weibheit erwachende Phantasie verführt und mußte, als die Jungfrau Erfüllung forderte, sich zur Leistung unfähig erklären. Darin gleicht ihm — und nicht darin allein — der Bildhauer Rubel, der arme Held in Ibsens letztem Drama „Wenn wir Toten erwachen“. Auch er hat, zwei Frauen sogar, versprochen, sie, wie Satanas einst den Sängling aus Galiläa, auf einen hohen Berg zu führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen; und auch er konnte sein Wort nicht halten, weil er im Höhenklima nicht zu athmen vermag. Er erklimmt den Gipfel, aber er stirbt an der Mühe des steilen Weges, wie Solneß, wie Borkman und Brand. Alle rafft der Tod von der Höhe, die ihr Vorstellungsvermögen erreichen, auf der ihr Wille sich nicht behaupten kann. Immer, mit Greisenjähigkeit, kehrte der Dichter zu diesem Symbol zurück. Dachte er an den Gläsißwall, auf dem, nach der nordgermanischen Sage, Brünnhilde schläft, an den Glasberg der Mythen, wo, wie auf dem guldnen Berg der uralten Snderlegende, den Toten sich paradiesische Seligkeit erschließt? Vielleicht. Diesmal wenigstens sagte er ganz deutlich, sein Berg rage aus einem Totenlande zum Himmel auf.

Ein Totenland. Nicht Voecklins Insel, deren ruhige Majestät Riesenspinien beschatten, um deren starre Felswand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht und deren Ferge die Leblosen so liebeich, mit sanftem Rudererschlag, zur letzten Stätte geleitet. Ein Land unruhvoller Schattengeschäftigkeit, ein Land ohne einheitliche Kultur, wo die Leute leere Worte in die früh sinkende Nacht hineinflüstern. Hier ist Rubel erwachsen, hier hat er, als Bildhauer, die Schönheit gesucht, leidenschaftlich, fast schon verzweifelt, wie ein Fiebernder den beschwichtigenden Trank, ein Verdamnter das entschwendene Eden sucht. Endlich fand er sie. Aus dem harten Stein wollte er ein junges Weib gestalten, eine Erwachende, vom Tod Auferstehende, in deren Antlitz und Haltung ein neues Geschlecht das Ideal neuer, vergeistigter Griechenschönheit erblicken sollte. Er trug das Ideal in sich; aber so jung er war: das Vertrauen fehlte, es selbst zu gestalten, aus eigener Kraft. Da traf er eine Jungfrau, die aus dem Hellenenland gen Norden gesandt schien, vom Scheitel zur Sohle ein Wundergeschöpf aphrodisischer Wonne. Sie heißt Irene; und wie Cirenne, die römische Par, wird sie ihm zum wandelnden Sinnbild beglückenden Friedens. Der Werber wird erhört: das Mädchen läßt Familie und Heimath und folgt dem Künstler, dem Mann. Eigentlich wohl nur dem Mann; den Künstler nimmt sie nur so mit in den Kauf. Ihr ist's natürlichste Pflicht, ihm auch mit ihrem

Leibe zu dienen, hüllenlos ihm Alles zu geben, was er zu seinem Werk brauchen kann. Er hängt ja so sehr an diesem Werk, erwartet so viel davon; gut also, daß sie ihm als Modell dabei zu helfen vermag. Doch nicht minder natürlich dünkt es sie, daß sie nach der Arbeit in seinem Arm ruhen wird. Wie hätte er sonst um sie geworben, hätte er ihr versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen? Alle Herrlichkeiten der Welt sieht ein schwärmendes Mädchen nur in erwideter Liebe. Sie gab ihm den Leib, den nur Einer sehen darf: im Kuß wird er das frohe Opfer belohnen. Sie wartet, in zitternder, hoffender Angst. Ihm aber zuckt kaum die Wimper; er sieht nicht das Weib, sieht nur das Modell, denkt nicht an verliebtes Getändel, sondern nur an das Werk, das ihm Ruhm bringen soll. Er will zeigen, wie das Weib, das der Natur näher ist als der von Berufsjorgen, von der leidigen Staatsbürgerlichkeit verkünstelte Mann, sich aus den Banden gespenstlicher Wahnvorstellungen löst und zu freiem persönlichen Leben erwacht, wie es aus einer Gehilfin und Gebärerin ein Mensch, ein selbst sein Geschick bestimmender, wird. Was in Herz und Sinn des Modells vorgeht, kümmert ihn nicht; ihm liegt nur an der mimischen Spiegelung der Gefühle, denen er den Ausdruck sucht; und wenn er begeistert von den Herrlichkeiten der Welt spricht, thut er es, um für den kalten Stein einen heißen Strahl brünstigen Glückes zu hauchen. So würde ein Dichter thun, der seinem Ideal den Körper sucht und nicht danach fragt, was aus denen wird, die dieses Ideal nun auch leben wollen. Irene wird des Wartens müde. Sie hat vor diesem Manne geknielt, hat ihn angebetet wie einen Gott, — und er ist nur ein Künstler, der seiner Phantasie Stützpunkte finden will; er prüft, mißt, vergleicht und schürt die Gluth, die nicht in seliger Umarmung gelänstigt werden, die nur sein verglimmendes Schöpferfeuer aufs Neue ansachen soll. Die an ihrer Jungfräulichkeit Leidende lernt das Werk hassen, das ihr den Mann stiehlt. Und als es vollendet steht und Rubel ihr für die glückliche „Episode“ dankt, die ihre Hilfe ihn erleben ließ, trennt sie ihr Schicksal von dem seinen. Stunden, Tage lang stand sie nackt vor dem Mann, dem sie freudig Alles gab, was ein junges Weib geben kann, — und ihm war sie nur eine schöne Episode, ein Modell, ein stimulirendes Mittel. Sie verschwindet. Und Rubel bleibt allein.

Er ist nicht mehr gewöhnt, allein zu sein. Des Mädchens Verlangen hatte er gefühlt; aber da war ihm seine Griechin wie der Versuchter erschienen, der den zu unerstiegenen Höhen empor Strebenden in dumpfe Niederung ziehen will. Was sollte ihm ein Weib oder gar ein Kind, wie Irene es wünschte? Hätte er in der seligsten Stunde anderer Väter nicht mit Buddha sprechen müssen:

„Ein Kind ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet“? Er wollte sein Werk; und die Schöpferwehen durfte keine Regung gemeiner Brunst entweichen. Nun ist das Werk vollendet; wo aber blieb das Ideal? Es scheint mit Irene entflohen. Das Ideal! Gibt es überhaupt ein Ideal, das Allen ein Vorbild, ein Leuchtfeuer in sternloser Nacht sein kann? So wenig wie eine Wahrheit, die Allen wahr ist. Der Bildner sah auf sein Werk und fand es klein; vielleicht auch unmodern. Ein reines Mädchen, das nichts erlebt, nichts erlitten hat, sollte einer Menschheit den Auferstehungstag bedeuten? Eine fast kindliche Vorstellung. Rubel war in die Jahre gekommen, wo man die Ideale in den Silberschrank sperrt, weil sie für den Alltag doch nicht zu brauchen sind. Schmähschlich verthener Aufwand schien es ihm jetzt, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollen; viel besser, viel weltklüger ist's, ihnen zu zeigen, wie sie sind. Der vom Glauben Verlassene machte sich an die Arbeit. Der Sockel wurde breiter; er sollte die berstende Erdrinde darstellen, aus deren Furchen eine wimmelnde Menschheit ans Licht drängt, eine Menschheit, unter deren Kulturfirnis der scharfer Blickende bald die Thierfragen erkennt. Die Statue des jungen Weibes wurde in den Hintergrund geschoben, ihr sieghaftes Lächeln in wehe Resignation umgewandelt. Und vorn, an einer Quelle, deren Gerinn ihm die Hand fühlen und reinigen soll, sitzt der Bildner selbst, ein Verzweifelter, dem der feste Glaube an das entflohene Ideal nie wiederkehrt. Das ist nun Rubels Auferstehungstag. So sieht der Mann, der ein spiritualisiertes Hellenenthum träumte, jetzt das Leben und Streben der Menschheit.

Die Gruppe gefällt und bringt ihrem Schöpfer den Weltruhm. Auch das Glück? . . . Wer so den Auferstehungstag sieht, kann nicht glücklich sein.

Rubel hatte in seiner glorreichen Einsamkeit gefroren. Seine aesthetische Weltbetrachtung hat ihm mählich den Willen, die Kraft zu derbem Genießen und frischem Wagen, gelähmt. Nun sehnt er sich nach Schönheit; ist sie nicht nach dem Wort des feinen Artisten Stendhal une promesse de bonheur? Bei armen Leuten beschwagt er ein blutjunges, munteres Mädel, verspricht ihm, wie der Ersten, alle Herrlichkeiten der Welt, und trägt es heim in den glühenden Käfig. Denn jetzt ist er reich, Männlein und Weiblein wollen von ihm modellirt sein und er kann einer Frau Etwas bieten. Seiner Frau aber genügt auf die Dauer das Gebotene nicht. Sie heißt Raja, wie die römische Isis und die verschleierte Truggöttin der Inder; und von Beiden hat ihre Weiblichkeit geerbt. Sie möchte Mutter sein, Kinder und einen Mann für sich allein haben: und muß unter Qualen merken, daß in dem Künstler des Mannes zu wenig ist. Sie lebt nur in Sanjara, dem Lande des Scheins und des Verlangens,

und sieht sich einem vom Erkenntnißdrang Beherrschten gesellt, den der Schleier der Raja nicht mehr täuscht. Auch Rubel findet in der Ehe nicht das erhoffte Spätsommerglück; neben dieser Frau mit ihren animalisch gesunden Trieben wachsen ihm keine neuen Schwingen. In der Gemeinschaft mit ihr konnte er die alte Gruppe, das Steinbild des Erdenjammers, vollenden; zu neuem Schöpfermuth kann sie ihn nicht beflügeln. Beiden blieb der Bund fruchtlos. So thun sie denn, was Eheleute, wenn sie sich langweilen, immer thun: sie gehen auf die Reise.

Doch in der Heimath wird Rubels Sinn nur noch düsterer. Hier schritt er gottähnlich einher; hier schwirrt er nun, wie ein Raubvogel im Käfig, von Winkel zu Winkel. Keine Stimmung zur Arbeit. Seit die Menge in seiner großen Gruppe lauter Dinge gesehen hat, die er gar nicht hineinlegen wollte, seinen wirklichen Gedanken aber nicht begriff, mag er überhaupt nicht mehr arbeiten; wozu, für so groben, anmaßenden Mißverstand? Sein einziges Vergnügen ist jetzt, diese hochwohlblöbliche „ganze Welt“ zu foppen. Die Leute wollen Portraitbüsten? Gut: die sollen sie haben und gar nicht merken, wie ähnlich sie da den uns vertrautesten Thiertypen sind. Pferde, Esel, Ochsen, Hunde und Schweine; ein Biöchen entwickelt durch Selektion und im Menschenreich akklimatisirt, aber eben auch nur ein Biöchen. Und diese „hinterlistigen Kunstwerke“ werden mit Gold aufgewogen! Rubel freut sich darüber wie ein mittelalterlicher Mönch, der eine steinerne Zote in eine Domecke geschmuggelt hat. Sonst aber ist er trüb, schläft schlecht und sehnt doch die Nacht herbei, weil die Tage so lang und so leer sind. Und in einer schlaflosen Nacht erscheint ihm zum ersten Male wieder das Ideal seiner Jugend; und bald tritt es ihm auch im hellen Licht des Tages entgegen.

Es sieht anders aus als in der frühlich-seligen Auferstehungszeit; muß anders aussehen, weil sich des Betrachters Auge gewandelt hat. In der Welt ängstlicher Gewissensbedenken wirkt unbedacht verlangende Heiden Schönheit wie eine Ausgeburt entarteter Phantasie. Und Irene tritt in eine Krankenkammer, unter matte, gebrochene Menschen, die sich vom Badearzt ausflüchten lassen wollen. Wie würde es Aphrodite ergehen, wenn sie aus ihrem heiteren Tempel in ein christliches Hospiz für seelisch und leiblich Verküppelte gerieth? Sie würde für toll gehalten, für eine von allen guten Geistern der Scham und Sitte verlassene Meze, die man knebeln muß und, wenn sie gebändigt ist, nur unter Bewachung ausgehen lassen darf, weil sie sonst Unheil anrichten könnte. So ward auch an Irene gethan. Das arme Ideal ist schändlich mißhandelt worden. Auf schmierige Bretterbühnen wurde es geschleift und mußte als „lebendes Bild“ die gemeine Banaußengier des gaffenden Pöbels kitzeln; von

Männern, die nicht heiligende Berührung der Schönheit, sondern nur Brunnstillung suchten, sollte es sich auf unsauberen Rissen umklammern lassen; und endlich kamen die Frommen, machten der Unzucht ein Ende und stellten, nach gründlicher psychiatrischer Behandlung, die zerzauste Schönheit unter die Obhut einer Diakonissin, die sie nicht aus den Augen lassen darf. Solches Erleben hinterläßt seine Spur. Noch immer ist Irene ein Wille, aber einer, der sich der Herrschaft des Intellektes völlig entzogen hat und nun blind, einer ungestümm zerstörenden Naturkraft gleich, Alles, was ihn auf seinem triebhaft gewählten Weg hemmen könnte, zu vernichten strebt. Es ist die mania sine delirio, von der Schopenhauer, Ibsens Lehrmeister, sagt: „Der so losgelassene Wille gleicht dann dem Strom, der den Damm durchbrochen, dem Roß, das den Reiter abgeworfen hat, der Uhr, aus der die hemmenden Schrauben herausgenommen sind.“ Um konventionelle Beziehungen hat Irene sich auch früher nicht gekümmert, so wenig wie Hilde Bangel und der sichhängige Versucher der Frau vom Meere, und es ist nur natürlich, das Rubeks Ehe für sie nicht besteht. Jetzt aber ist ihr jede reflektive Erkenntniß geschwunden und nur die intuitive geblieben. Sie kann, was sie sieht, begreifen; Vergangenes aber und Zukünftiges umschleiert ihr dichter Nebel. Sie fühlt sich erniedert durch den Kuß schmagender Lippen, dem sie sich doch entrang. Die Statue, zu der sie den Leib lieh, wird ihr zu einem Kinde, das sie Rubek gebär und das der unzärtliche Vater nun grausam verunstaltet hat. Sie glaubt, dieses Kind immer geliebt und nur den Künstler gehaßt zu haben, der nicht Vater sein wollte. Jedes ihr unhold klingende Wort will sie mit einem Stich ihres dünnen Messerchens strafen. Sie, sie ganz allein hat für das Marmorbild Alles gethan, ihm Leib und Seele geopfert, und weil er sie von sich lieh, kann dem Bildhauer nie mehr ein großes Werk gelingen. Und so mächtig ist die suggestive Kraft solcher Willenshysterie, daß Rubek wirklich glaubt, der Jugendgehilfin danke er Alles und ohne sie sei er zu friedloser, freudloser Stümperschwäche verdammt.

Und ist es im Grunde nicht so? Kann Einem, der den eigensinnigen Glauben an sein Ideal, an die Bedeutung seiner Aufgabe verlor und der nur die Thierheit satirisch nachbilden mag, noch Großes gelingen?

Rubek möchte die Wiedergefundene halten. Frau Maja? Die würde sich nicht lange bitten lassen. Sie hat den Aestheten gründlich satt, der sie von oben herab behandelt und ihr jeden Tag sagt, daß sie nicht zu ihm passe. Früher hat er ihr von seinen Menschenbefreierplänen erzählt; nun möchte sie auch frei sein, frei wie ein Vogel, frei wie Nora, der gepeinigte Singvogel, der aus dem Bauer schlüpft. Und außerdem: unter die Kranken ist ein Scheingefunder

getreten, ein derber Jäger und Kraftrenommist, der im Essen und Trinken Uebermensliches leistet und allerliebft sentimental wird, wenn er erzählt, wie eine kleine Kröte ihm Hörner aufgesetzt hat. Dabei giebt er sich für einen großen Schürzenräuber aus und macht der in einer schlechten Ehe Entpflichteten ganz frech den Hof. In dem Kerl steckt Willenskraft; er ist kein nervöser Künstler; mit Dem muß sich leben lassen. Ist Frau Sauna nicht eine Base der römischen Maja? Frau Sauna sehnt sich nach ihrem Saun. Der Bärenjäger hat gewiß einen zottigen Leib. Und als er mit verheißendem Grinsen winkt, klettert sie mit ihm in die Berge. Der Herr Gemahl hat nichts dagegen.

Oben, bei einem Hochgebirgsanatorium, wo die Siechen sich reine Luft in die Lungen pumpen, treffen sich die beiden Paare. Der Ehering springt entzwei und die Freude ist groß, daß man sich nun wieder frei regen kann. Maja läuft zu ihrem Bärenlöter. Und Kubek will, statt sich noch länger in einer nasskalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu plagen, sein Leben künftig zu einem schönen, sonnenhaften Kunstwerk gestalten. Er will; aber sein Wille ist flügelahm und er bleibt immer nur seines Glückes Dichter; er kann es träumen, nicht schaffen. Dichter: so nennt ihn Irene und legt in das Wort die selbe Verachtung, mit der Vorkman von des alten Kanzleisinnirers Dichtergeschwätz sprach. Der Dichter entmannte sich selbst; wehe dem Weib, das Leib und Bluth einem Dichter gab und nicht tausendmal lieber einem tüchtigen Mann gesunde Kinder gebar! Was kann solchem Weib das verlorene Leben noch bieten? Nicht mehr als flüchtigen Kausch, wie die Braut von Korinth ihn in der Kammer des Liebsten fand. Der alte Dichter kann mit seinem Ideal spielen, kann sich ihm in klarer Sommernacht auf einem Hochwaldgipfel symbolisch vermählen, aber zu befreiender, beglückender That rüstet sich nimmer sein Wille. Eine steinerne Auferstehung konnte er wirken: am Nächsten und an sich selbst gelingt ihm das Wunder der Auferstehung nicht. Er hat sein Leben verscherzt, sein Glück seiner Aufgabe, die Willenskraft dem Erkenntnißtrieb geopfert. Und auch die stolze Verkörperung seiner verwegentsten Wünsche ist nun zerbrochen, müd und müde von der Wanderung durch eine feindliche Welt; hinter ihr schleicht unhörbar die Diakonistin mit dem stechenden Blick, die ihr schon das Wort und den Begriff Sünde angewöhnt hat und ins hellste Sonnenlicht einen schwarzen Schatten wirft. Irene mag den Freund höher und höher locken: auf der Spitze des grünen Berges erstarrt ihr Fuß in körnigem Eis und nicht der Mann, nicht die Frau hat noch den heißen Athem, der den Gletschernernebel erwärmen könnte. Frau Maja findet mit ihrem Jägermann vom Fels zur rechten Zeit den rettenden Pfad in das Thal. Das verfliegene Paar aber reißt eine Lawine von der Höhe,

auf der es sich nicht halten konnte, und begräbt die Toten, die noch einmal erwachen wollten, im Schnee. Die von der Wächterpflicht befreite Diakonissin kreuzigt sich und ruft ihnen nach: Pax vobiscum!

Eine Lawine hatte auch Brand von der Höhe geweht und über sein Grab hin hatte die Stimme des deus caritatis gehalten. „Brand ist mißdeutet worden“, hat Ibsen damals gesagt; „es war nur Zufall, daß ich das Problem ins Religiöse verlegte. Ich könnte den ganzen Syllogismus eben so gut über einen Bildhauer oder Politiker machen wie über einen Priester.“ Das Werk, das er dreißig Jahre später schuf, nannte er einen dramatischen Epilog. Der Name deutet schon an, daß wir nicht einfache, sinnlich wahrnehmbare Menschengestalten erwarten und uns nicht wundern dürfen, wenn wir ins Eisland der Abstraktionen gelangen. Wir werden auf die, nach Schopenhauers Aesthetik, höchste und schwierigste Stufe des Tragischen geführt, von der aus wir das schwere Leiden, die Noth des Lebens erkennen sollen: „wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt oder als mitklingender harmonischer Ton.“ Der Dichter nimmt sein altes Thema wieder auf und schreibt als ein Siebenzigjähriger seinem Werke die abstrahierende Nachrede. Sie ist nicht leicht zu enträthseln, nicht leichter als Goethes zweites Faustgedicht, und der Hörer muß das Ohr spitzen, um diesem „Dialog zweiten Grades“, wie Maeterlinck Ibsens Dreiblättergenie genannt hat, über Klüfte und Schleichwege folgen zu können. Durch den Nebel aber klingt Dem, der sein hören kann, ganz deutlich Brendels, des bankeroten Idealisten, Stimme: Wenn Ihr glücklich sein wollt, glücklich im Sinn der Scheinwelt der alten Frau Maja, dann müßt Ihr das Leben ohne Ideale leben und nie mehr wollen, als Ihr könnt. Das ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens. Strebt Ihr aber hinauf zu den Berggipfeln, wo der Versucher umgeht, dann waffnet Euch früh mit einem Willen, dem das Höhenklima nichts anhaben kann, und merkt es Euch: Velle non discitur! Kein schlimmeres Loos als des Menschen, der sich auf der Höhe seiner Weltanschauung nicht zu halten vermag ... Kein schlimmeres Loos? Ist der Barentöter mit seiner Maja, sind Männchen und Weibchen wirklich so sehr zu beneiden? Ist ein hoch oben verlebter Augenblick nicht mehr werth als das Alltagsleben im Thal? Der Gott der Starken ist barmherzig. Er öffnet dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit die Thore des Vaterhauses und zürnt denen nicht, die alle Herrlichkeiten der Welt sehen wollten. Wer weiß? Eines hellen Morgens sendet er wieder Einen, der seine Lehre lebt, die Wilde Jagd der Gespenster verschleucht und aus ihren modisch ausgestatteten Gräbern eine schlummernde Menschheit zu neuem Leben erweckt.



Heimarbeiterchutz.

Die Heimarbeiter-Ausstellung, deren Nachahmung in London, Stockholm und Wien geplant ist, hatte mit ihren Glendokumenten das öffentliche Bewußtsein aufgerüttelt, den Selbsterhaltungstrieb beunruhigt. In Massen waren ihr Besucher zugeströmt, aus allen, auch aus den „guten“ Kreisen. Die kommen, sobald es Mode wird, hatte Sombart klug prophezeit. Und sie kamen. Auch die hohen Würdenträger. Und die Kaiserin kam. Dann berief der Kaiser den preussischen Kronrath. Parlamentsdebatten folgten. Prinz Ludwig von Bayern sprach von leidvollen Schäden. Graf Posadowsky nannte die Heimbetriebe treffend Filialarbeitsstellen der Fabriken, die gleich diesen unter staatliche Aufsicht zu bringen seien. Die unscheinbare Ausstellung war ein großer Erfolg geworden.

Doch in unserer athemlos hastenden Zeit ebbt die Erregung schnell. Es wird still werden über den Wassern, wenn wir nicht rastlos mahnen, fordern, entschleiern und widerlegen; namentlich widerlegen. Denn um den Eindruck der Ausstellung (die Daten hat ihr Katalog festgehalten) zu verwischen, begannen Unternehmer, sie der Einseitigkeit und tendenziösen Rache zu zeihen, sobald der erste Schreck über ihre Enthüllungen verwunden war. Gegenbeweise wurden natürlich nicht erbracht. Man begnügte sich mit der Ablehnung der Thatsachen. Die alte Taktik, die in der Geschichte des Arbeiterschutzes von der ersten bis zur letzten Seite wiederkehrt. Diesen Verdächtigungen gab Mancher Gehör und die Anwälte des Heimarbeitereschutzes mußten sich mehr oder minder höfliche Zurechtweisungen gefallen lassen. Und doch schloß die Verschiedenheit der von den Ausstellern verzeichneten Stücklöhne, oft für gleiche oder ähnliche Arbeit, im Entscheidenden jede Absichtlichkeit aus. Die Behauptung, nur Ungünstiges sei in den Vordergrund gekommen, ist falsch. Gerade die Wirrnis guter und schlechter Waare, hoher und schändlich niedriger Löhne zeigte die herrschende Willkür, die blöde gewerbliche Anarchie, bei der Fleiß und Können zum Spielball der Umstände werden. Ungerecht ist auch der Vorwurf, die geographischen Angaben hätten gefehlt. Was fehlte, war ein ausreichendes Verzeichniß der jeder Heimarbeiterleistung entsprechenden Fabrikzlöhne. Das hätte deutlicher noch veranschaulicht, wie böse die Dinge in den Heimgewerben liegen. Ruhige Sachkenner sind geneigt, die Durchschnittslöhne dort noch tiefer anzusetzen, als die Ausstellungsdaten ergeben würden.

Den Zweifler kann ein Blick in die schier endlose Literatur (von der Enquete des englischen Herrenhauses über das Sweating System bis zu den jüngsten deutschen Untersuchungen) von der Zuverlässigkeit der gemachten Angaben überzeugen. Man vergleiche damit die Bilder, die Robert Wilbrandt in seinen Büchern „Die Weber in der Gegenwart“ und „Arbeiterinnenschutz und Heimarbeiter“ entrollt. Er bietet Ergebnisse selbständigen Forschens auf Studien-

reisen, Wanderungen durch Stadt und Land, Ebene und Gebirge. Die Webermonographie zeigt uns ein Gewerbe, das mit seiner überlebten Arbeitsform neben höchstentwickelten Industrien fortoegelt und nicht sterben kann. Das zweite Buch erschleiert die Beziehung zwischen Fabrik- und Heimarbeit. Wir sehen, wie die Schutzlosigkeit der Heimarbeit die Rückbildung des durch staatliche Regelung genesenen Großbetriebes zum elenden Hausgewerbe begünstigt. Was soll geschehen? Das ist die Frage, die uns die Ausstellung hinterlassen hat.

Die Sozialdemokraten haben einen „Gesetzentwurf zum Schutz der Heimarbeit“ eingebracht. Das Centrum hat, von Vertretern der meisten bürgerlichen Parteien unterstützt, den Bundesrath aufgefordert, ein solches Gesetz vorzulegen. Alle Parteien stimmen hier grundsätzlich und in wesentlichen Einzelheiten überein. Doch wo die Bürgerlichen bundesrätliche Eingriffsbefugnisse von Fall zu Fall anregen, schreiben die Sozialisten unzweideutige Paragraphen vor; sie verlangen auch viel weiter reichenden Schutz. Beide wollen die Heimarbeit nicht beseitigen, sondern deren Lebensbedingungen bessern und nur besonders widrige Zweige im Arbeiter- und Konsumenteninteresse verbieten. Beide fordern die Registrierpflicht: Unternehmer und Zwischenmeister sollen Verzeichnisse der Namen und Adressen aller außerhalb der Fabriken für sie thätigen Personen halten und den zuständigen Behörden in regelmäßigen Zwischenräumen einsenden. Beide fordern Lohnbücher, Arbeitsbegrenzung, hygienische Bestimmungen; Einfügung in die Kranken-, Invaliden-, Unfallversicherung und strenge Kontrolle durch die Gewerbeaufsichtsbehörde. Der sozialdemokratische Entwurf fordert Ausdehnung des für weibliche und jugendliche Fabrikarbeiter geltenden Schutzes auf die Heime; scharfe Vorschriften, von deren Befolgung die Arbeiterlaubnis abhängen soll, für die Beschaffenheit der Arbeitsräume, die nicht zum Schlafen oder Kochen dienen dürfen; Anzeigepflicht auch für das Vermietnen oder Benutzen häuslicher Werkstätten; Ausschaltung der Heimarbeit bei Regieaufträgen; durch Einigungämter festzusetzende Mindestlöhne. Diese Maßregel haben seit Jahren auch angesehene bürgerliche Sozialpolitiker verlangt.

Wichtiger als die Einzelforderungen ist zunächst, daß die gesetzliche Gleichstellung von Fabrik- und Heimarbeit erreicht und die Hausarbeit, wie die in der Fabrik geleistete, vom Staat überwacht wird. Auf dem Weg, den das Kinderschutzgesetz von 1903 wies, muß man weiter in die „Heime“ schreiten. Gegen diese Absicht eifern die letzten Manchesterer Männer, die ihre Position nicht ohne zähen Kampf räumen wollen. Schon die Registrierpflicht, die Voraussetzung jedes wirklichen Schutzes, ist ihnen ein Gräuelf. Daß ohne diese Pflicht gegen das Sweating System nichts auszurichten ist, weil es sich in einem der Behörde unzugänglichen dunklen Winkel verbirgt, ist in England, Amerika, Australien erwiesen. Kein Wunder, daß gerade diese Pflicht Uergerniß erregt.

Was macht man gegen sie, wie gegen den Heimarbeiterschutz überhaupt,

nun geltend? Zunächst das Recht der Offizier-, Beamten- und Bürgertöchter auf Anonymität, auf ein heimlich zu beziehendes Taschengeld. Diese Form des Nebenerwerbes ist ein altes böses Unheil. Aus einer anmuthigen Kunst hat er die feine Handarbeit, Bunt-, Weiß-, Goldstickerei, zu einer Augen und Nerven zerstörenden Brotheze erniedert. Traurig, daß die Unterbietung der Berufsarbeit immer noch „standesgemäß“ sein soll. Man will diesen Frauen das Glück erhalten, für Spottlöhne endlos zu sticheln. Auf Kosten der Volksmasse. Weiter. Greifen, Kranken und stillenden Müttern will man den Hungerpfennig wahren, der auf die Löhne der Familienväter drückt. Vergißt die Gesellschaft ihre Pflicht gegenüber Mitgliedern, die durch natürliche Umstände oder Verhängniß hilflos wurden, so doch nicht deren Recht, ihre Noth ausbreiten zu lassen. Auch das Verbot der Kinderarbeit findet immer noch Gegner; noch immer giebt es Volksbeglucker, die den Kleinen die Erziehung zur Enthaltſamkeit von Spiel und frischer Luft sichern wollen und den Preis körperlicher und seelischer Verkümmern für den trüben Lehrkursus nicht zu hoch finden. Und man zittert für den jämmerlichsten Theil der Heimgewerbe, der unter der Gesetzeslast erliegen wird, weil er nur von der Gesepflosigkeit lebt.

Alles aber, was die gesunde Entwicklung hemmt, ist schädlich und muß weggeräumt werden. Man sieht nicht, daß die Entwicklungstendenz wirksame Maßregeln gegen die nicht mehr lebensfähigen Formen und gegen die Ausbeutungsjucht der Heimbetriebe verlangt. Und man ist taub gegen die Lehren der Vergangenheit. Deutlich zeigt sie doch, daß der Fabrikſchutz Erfindungskraft und Unternehmungsgeist besüßelt und den Arbeiterstand hebt, daß die bestgeregelten Gewerbe auf dem Weltmarkt die Führung erobert und, trotz allen Unkenrufen über ihre Gefährdung durch den minder belasteten ausländischen Wettbewerb, behalten haben. Und was ein sinngemäßer, die ganze Volkswirtschaft umfassender Schutz der Arbeiter, besonders der Frauen und Kinder, für das kommende Geschlecht bedeuten würde, läßt sich schwer zu hoch anschlagen.

Seit den Tagen, da Robert Owen mit dem Rüstzeug des Augen und humanen Kaufmannes gegen unsägliches Kinderelend in den Fabriken auftrat, bis zu unserem letzten Kinderschutzgesetz, das die Pforten der Heime sprengte, hat man jeden Versuch, Wehrlose zu schützen, mit den selben Waffen bekämpft. Ich will nicht von England reden. Man lese nur, was uns Anton nach amtlichen Quellen aus der „Geschichte der preussischen Fabrikgesetzgebung“ erzählt. Man erinnere sich der blöden Abwehr des Zehnſtundentages für Arbeiterinnen. Und man gedenke, wie oft vom Eigennutz oder von einem Dogma umnebelte Köpfe für ungehinderte Ausbeutung kleiner Kinder und ihrer jungen Mütter im Namen der Freiheit plaidirten. Danach und nach dem Aufstieg unserer Großindustrie, der sich in der Zeit verschärfter staatlicher Ueberwachung vollzog, bewertete man den Widerstand gegen den Heimarbeiterſchutz.

Helene Simon.

Berliner Sezession.

Die Ausstellung ist unter allen, die bisher von der Sezession veranstaltet wurden, die ernsthafteste. In der Tendenz der Auswahl und in dem Grade der Jahresleistung. Man hat nicht nur interessante, sondern nützliche Leute eingeladen; und der Fortschritt der Mitglieder selbst erstreckt sich fast auf die ganze Linie, mindestens auf die Leute, von denen überhaupt eine Bewegung nach oben oder nach unten gehofft oder gesürchtet werden konnte. So sind ein paar hundert Werke zusammengekommen, die nicht aus Hinterpommern, Schlaraffien und Hinterindien, sondern zum größten Theil aus Europa stammen.

Zu diesem wohlthuenden Eindruck gehört, daß endlich einmal Liebermann unter seinen Genossen nicht mehr jenseits von allen Vergleichsmöglichkeiten erscheint. Ein Bißchen liegt's an ihm. Er hat nicht ganz undiskutable Werke ausgestellt, sondern Das, was er gerade fertig hatte. Natürlich wie immer interessant, interessanter sogar als je; und von einer Jugendlichkeit, um die ihn die Jüngsten beneiden können. Vergleicht man den Liebermann der Jahrhundertausstellung mit dem in der Sezession, so glaubt man, erst im beginnenden Alter das Temperament aller Fesseln ledig zu finden. Der Papstsegen, der in der Sezession ausgestellt ist, intriguit den Betrachter wie das Werk eines starken Debutanten, der sich mit der ganzen Heftigkeit der ersten Aussprache giebt. Wieder hat Liebermann eine starke Massenbewegung dargestellt. Daß sie einem ungewohnten Milieu entnommen wurde, ist nicht so merkwürdig wie die Art künstlerischen Gelingens, die wirklich erreicht, und eben so fortzureißen wie die Gläubigen, die ihre Hände nach dem Segen recken. Die Bewegung ist vollkommen. Das Bild nicht ganz. Es kommt der Realisirung sehr nah, aber ich glaube, Liebermann wird sich damit nicht zufrieden geben und die Farbendisposition noch so ergänzen, daß sie der glänzenden Komposition das Gleichgewicht hält, so organisch wie die Koloristik seiner amsterdamer Bilder des letzten Jahres. Mich stört der Papst, dieses lokalisirte Stückchen Weiß, das da zu der Hauptsache, nicht ganz von der Bewegung, nicht lediglich vom Bildlichen, sondern von der voreiligen Auslegung der Szene zur Hauptsache gemacht wird. Für das Auge durfte der weiße Mann nicht wichtiger sein als die anonymen Beine und Arme der Segenbedürftigen. Nothwendig war er überhaupt nicht; die Verhüllung des Idols hätte die Wirkung gesteigert. Nur eine Kleinigkeit fehlt, eine letzte Feinesse in den Valeurs; und man bemerkt ihr Fehlen vielleicht deshalb leichter, weil es auch in Liebermanns Portraits diesmal zu fühlen ist. Besonders deutlich in dem Dr. Strebel. Viel weniger störend in den beiden anderen Bildern. Zwei glänzende Portraits. Lichtwerk kann sich zu dem Alfred von Berger gratuliren. Man wird interessante Vergleiche mit dem Bürgermeister Petersen anstellen können. So hoch dieses einst viel

geschmächte Bildniß heute mit Recht geschätzt wird: sicher ist Liebermann in dem Berger weiter gegangen. Die Synthese ist vollständiger, die Idealform, die jeder Künstler aus seinem Modell gewinnt, endgiltiger, die Auffassung hier und in dem Sychnowsky schlagender. Es ist unmöglich, das Typische weiterzubilden. Ja, vielleicht schießt diese rastlose Ausarbeitung der aus dem Schädel gewonnenen Formel über das Ziel. Man hat das Gefühl, daß der physiognomische Stil zu unverhüllt entscheidet, um den Eindruck des Rasenhaften mit Sicherheit zu vermeiden. Dieser Eindruck bleibt nicht und würde nie entstehen, wenn Liebermann auf die Vertheilung der Töne die selbe Aufmerksamkeit wendete wie auf das Uebrige. Man möchte vor den beiden Bildern schwören, daß Liebermann eben so groß als Bildhauer geworden wäre. Die Kombination der feinsten Beherrschung der Töne und gleich großer Beherrschung des Plastischen ist wohl überhaupt selten. Trübner zeigt fast genau das entgegengesetzte Phänomen. Auch in den diesmal ausgestellten Bildern überwiegt eine meisterhafte Behandlung der Töne. Nur sehr selten (zum Beispiel: in dem großartigen Christus der Jahrhundertausstellung) erklimmt die räumliche Gewalt seiner Bilder die selbe Höhe. Eine femininere Gabe als Liebermanns Kunst (daß Trübners Gattin dafür so selbständiges Verständniß zeigt, ist kein Zufall), nie forttreibend, nie im Moment entschieden, dafür aber voll verschwiegener Reize, an deren Art Liebermann vielleicht zu souverain vorbeigeht. Bei Slesoozt ereignet sich ein dritter, der häufigste Fall. Er hat nicht genug von Beiden. Man konnte im vorigen Jahr vor dem vornehmen Herrenportrait eine glückliche Wendung hoffen. Diesmal muß man fast fürchten, daß Slesoozt seiner Geschicklichkeit zum Opfer fällt. Die Nähe der Habermanns ist kein gutes Omen. Das Ueberwiegen der Koloristik verhilft den Figuren nicht zu Körpern. Die Dame in Blau hat wirklich keine Füße. Viel Fleiß ist in dem General auf lokalisierte Wirkungen verschwendet, ohne die Einsicht, daß der schönste Schmud ein Schiff nicht vor dem Sinken rettet, wenn es falsch gebaut ist. Man muß solche Bilder neben den Berger und den Sychnowsky halten, um das höchst Relative der Einwände gegen Liebermanns Meisterlichkeit zu erkennen.

Keiner hat mehr für die Ausstellung gethan als Corinth. Liebermann zeichnet einen Grenzpunkt seiner Laufbahn. Corinth ist das überströmende Talent, das noch nicht weiß, wohin es getrieben werden wird. Ein Talent, das die Phrase, wir hätten keine „nur“ malenden Maler, gründlich widerlegt. Die Kreuzigung war ein fabelhaftes Bild, als der Hintergrund fehlte und die Hauptgruppe allein stand, ohne die ornamentalen Schnörkel mancher Nebenfiguren. Und es ist immer noch glänzend und würde noch einen Maler von Gottes Gnaden verrathen, wenn es nur aus dem tollen Nagelauzieher bestünde. Nach dem talentvollen Unfug Corinth's in der Ausstellung bei Cassirer konnte man seine Schwächen auf die moderne Genügsamkeit an flüchtigen Ein-

fällen zurückführen. Nichts wäre vor dieser Kreuzigung verfehlter. Dem Genie, das darin steckt, kommt nur der enorme Fleiß nah, mit dem jede Nuance des Hauptmotives hier geradezu erschöpfend dargestellt wird. Er verstrickt sich schließlich in den Komplikationen der Ausläufer der Bewegung, ohne daß man genau sagen könnte, wo die Störung des Rhythmus liegt. Vielleicht trägt nur die schwache Koloristik des Hintergrundes die Schuld. Sonst ist die Farbe wunderbar. Mag sie mit Recht Wagenschmiere genannt werden: nur muß man dann konsequenter Weise um so höher die Kunst stellen, die daraus das wunderbare Geschmeide des ganzen Werkes gewinnt. In dem anderen Bild, der „Kindheit des Zeus“, das anfangs gar nicht gefällt und das Einen, je öfter man wiederkommt, immer mehr verleiht, die Schwächen zu übersehen, ist die Materie noch flüssiger. Der Maler bleibt dem ursprünglichen Einfall viel näher. Es gelang ihm schneller, die vibrirende Lebendigkeit seiner Vorstellung in zuckendes Fleisch zu verwandeln und den Strom herzustellen, der von Körper zu Körper flieht. Wäre es nicht möglich, die Schönheit der Gruppe auf der rechten Hälfte, die Pracht des Fleisches in dem göttlichen Baby und die Pikanterie in der glänzend erfundenen Ziege, ohne die kleinen Banalitäten gewisser Details zu erhalten und das Gleichgewicht besser zu sichern? Es fehlt ein gewisser Geschmack. Die Art von Geschmack, die hier gemeint ist, darf nicht mißverstanden werden. Vor der Seltenheit solcher Begabung wird der Einwand leicht banal. Ganz gewiß ist der Geschmack nicht zu unterschätzen. Man sieht, was Leute wie Schmidt-Richelsen und Hübner damit machen. Das sichere Bewußtsein, in den Landschaften Ulrichs Hübner keine Roheiten zu finden, der Sinn seines Bruders Heinrich für aparte Erscheinung im Interieur ist gewiß werthvoll. Aber man darf den Geschmack auch nicht zu hoch schätzen. Dafür ist ein mehr oder weniger bestimmter Grad von Geschmack zu sehr Gemeingut. In den Stillleben der Weiß, Breyer und Rhein, in den Studien Luchs, in den zierlichen Naturauschnitten Bondys kommt diese Eigenschaft schon so weit, die Einfachheit zum Gesetz zu erheben, und läßt daher auf ein nicht gewöhnliches Niveau von Kultur schließen. Aber die eigentliche Aufgabe der Kunst wird mit solcher achtbaren Dokumentirung nicht erschöpft. Je mehr der Geschmack Gemeingut wird, desto höher erhebt sich die Kunst über dieses Sicherungnetz unter ihren Füßen. Unbedenklich muß man zwar Breyers Terrine mit dem Silberzeug dem Thoma (ich meine nicht die passable Lauffenburg aus den achtziger Jahren, sondern den Sämann) und das Stillleben Herrmanns dem Christus von Stud vorziehen. Aber diese Art von Unterscheidung bestimmt uns nicht in unserer Vorliebe für Corinth. Das Wesentliche seiner Werke steht höher, mag es noch so viel Schlacke enthalten. Und fühlt man Etwas von diesem Wesentlichen in den Anderen, etwa in den Landschaften Breyers und Luchs, in dem Akt von Weiß, so entscheidet auch hier stets das Urtheil

gegen das geschmackvolle Werk zu Gunsten des stärkeren. Man braucht das Stilleben von Kardorff nur neben das von Rhein zu halten. Nicht die sehr große Abhängigkeit des einen vom anderen giebt den Ausschlag, sondern, daß Kardorff sachlicher ist. Seine Blumen sind sachlicher als alle anderen Stilleben der Ausstellung, mit größerer Treue gemacht; und daß sie auch höheren Geschmack verrathen, ist Folge, nicht Grund. Sie sind bildnißhafter, ähnlicher, von der Ähnlichkeit, die man Liebermann mit Recht nachrühmt und die Kardorff selbst in dem famosen Portrait seines Vaters sehen läßt; nicht der Natur, sondern dem aus der Natur gewonnenen Idealeindruck ähnlich. Dies Bildniß überrascht nicht, wie der Berger, hat auch nicht die gesteigerte Anatomie des Lichnowsky, aber erreicht durch Ausbildung aller brauchbaren Motive der Natur und mit der Harmonie, die mit dem Grau der Weste und dem etwas tieferen Grau des Grundes alle Nuancen des Gesichtes in Balance hält, eine eben so endgiltige Form. Ein nicht so großes Wagniß wie die Bilder Liebermanns, aber auch nicht so auf der Messerschneide zwischen Maske und Leben. Dabei fehlt das Gequälte, das Kardorff früher nicht zu überwinden vermochte und das auch diesmal noch den sehr stattlichen Akt zerstückelt. Mit ganz ähnlichem Ernst ist Leistikow wieder fortgeschritten. Die Ausstellung bietet kein besseres Beispiel für Das, was Intellekt und Selbstzucht vermögen, als die beiden grauen Baumstämme in dem moosgrünen Garten. Man denkt mit Schauern an die stilisirten Gesichter früherer Landschaften Leistikows zurück. Von denen ist hier nur der stramme Aufbau geblieben. Das Knochige hat sich mit blühender Vegetation von einer der Tonkunst Trübners verwandten Art bedeckt. In der weichen „Liebesinsel“ versucht Leistikow eine neue Bereicherung, die uns vielleicht noch unerwartete Dinge beschert. Freilich kann man nicht die Schwierigkeit übersehen, das vereinfachende Prinzip, von dem Leistikow ausging, mit der Bereicherung in Einklang zu bringen, von deren Nothwendigkeit sich sein Intellekt überzeugt. In der Kunst ist, anders als im Rechnen, das Addiren schwerer als das Subtrahiren. Die malende Jugend in allen Ländern kennt heute nichts Besseres als die Vereinfachung. Die diesjährige Ausstellung der Indépendants in Paris wimmelte von Reduktionmethoden, die man auf Cézanne anwendete. In der Sezession hat man einen ähnlichen, nur nicht so spezifischen Eindruck. Der talentvolle Puttmann vereinfacht in seiner „Allee“ Liebermann, in der Straße mit Fahnen Manet; Vedmann mit seinen grauen Wellen vereinfacht Monet; Kandinsky reduziert die ganze Malerei in Bausch und Bogen auf lithographische Striche. Alles ganz amüsant und im Grunde, so scheint's wenigstens, die selbe Methode, mit der die Impressionisten zu ihrer Zeit mit Delacroix, Corot und Courbet ihr Heil versuchten. Mit einer kleinen Nuance von Unterschied: man sollte bei der Vereinfachung nicht nur an die Anderen, sondern auch an sich selbst denken. Schließlich bringt das Subtrahiren allein allenfalls Bruchtheile

des Vorbildes, aber keine neuen Werthe zu Tage: und daraus gewinnt weder unsere Liebe zu den Vorgängern noch die Kunst des Neulings.

Die Nuance zeichnet Munch vortheilhaft aus. Er vereinfacht vor Allem sich selbst. Die Bildnisse hier und das gleichzeitige Herrenportrait bei Schulte zeigen einen neuen der vielen Wege Munchs, aus seiner Nervosität Vortheile zu gewinnen. Keinen ganz unbedenklichen Weg. Die Materie ist so dünn geworden, daß sie leicht einmal dem Manierismus verfallen könnte. Freilich steckt so viel Künstlerblut darin, daß auch dieser Ausweg nur wieder zu einer neuen Reaktion des Raftlosen führen würde. Bis dahin freuen wir uns an der mit nichts gemachten Geste dieser Bilder, die spielend einen Hauch des Lebens giebt und elegant bleibt, ohne banal zu werden. Freilich gehörte zu dieser Freude ein besserer Platz. Ich begreife nicht, wie man solche Bilder so schlecht hängen kann. Der ganze Saal mit den Munchs wirkt wie ein nicht aufgeräumtes Borzimmer; und selbst der schöne Denis (der hier wie eine entkleidete Jungfrau unter erregten Indianern wirkt) kommt nicht zur Geltung. Ten sehr anständigen Alt von R. E. Weiß zwischen Papier, noch dazu neben dem schlechtesten Somoff, unterbringen: so leicht dürfte man die Pflicht gerechter Raumoertheilung nicht nehmen. Selbst die Sachen von Willumsen durften nicht so aufgestellt werden, wenn nicht des Ausstellers, so des Raumes wegen. Königs Mädchen auf dem blauen Teppich läßt in dem grellen Licht nur die Schwächen des Bildes sehen. Man wollte ihn für den Leichtfann strafen, ein unfertiges Bild einzusenden. Der Leichtfann war, daß Leo von König das Bild viermal gemalt hat, getrieben von dem Reiz des Vorwurfses und von der Unzufriedenheit mit dem jeweilig Erreichten, und von den vier Fassungen die frischeste und beste einsandte. Die Unfertigkeit besteht darin, daß ein paar Stellen der Leinwand nur lose bedeckt sind. Darüber sollten sich freie Künstler nicht mehr aufregen. Denn die andere Dürftigkeit, die Dissonanz zwischen Disposition und Ausführung, zwischen Wollen und Können, das Offenlassen von Fragen, die unbedingt beantwortet werden müssen, um das Werk nicht zum Schemen zu machen: diese mit Recht verpönte Unfertigkeit kann ich nicht finden. König hat bisher nichts Besseres gemacht; und dies Beste gelang ihm, weil er sich von der flüchtigen, aber schwerfälligen Abmalerei seines leßjährigen Portraits freizumachen wagte. Daß man ihn in einer Ausstellung, wo Manet, Renoir, Cézanne und Degas den Ton angeben, nicht gut hängen könnte, steht fest. Aber auch der Papst von Liebermann verlöre in solcher Umgebung an Interesse. Nun ist Manet wohl da, aber sein Bettler dient, um Habermann und Stuck Gesellschaft zu leisten; Manet bestimmt also nicht das Niveau. Man hat relativ geschätzt. Es versteht sich von selbst, daß dabei der Maßstab, nach dem man mißt, von größter Wichtigkeit ist; denn er stellt das Prinzip, die Religion, die Seele der Vereinigung dar. Man schätzt nach dem Talent, wird gesagt. Das klingt vernünftig. Man sagt: Stuck und Ha-

bermann haben mehr Talent als König, folglich . . . Dabei wird vergessen, daß „haben“ und „gehabt haben“ nicht das Selbe ist, dann, daß zuerst mal entscheidet, was Jemand mit dem Talent zu machen versteht. Der konservative Glaube an die Begabung erlaubt hier thatsächlich der kraftlosen Maniertheit, sich im Schatten früherer, auch schon überschätzter Thaten breit zu machen. Wenn überhaupt so viel Begabung da ist, daß Wirkungen künstlerischer Art durch subjektive Anspannung möglich werden, scheint es mir namentlich auf diese anzukommen, auf die Ehrlichkeit, mit der alle Kräfte zum Besten der Sache eingesetzt werden, auf die Bildung und die Klugheit, die dabei die Kräfte leiten, vor Allem nicht auf das Gewesene, mögliche oder gedachte, sondern auf das vorliegende Resultat. Liebermann giebt selbst für diese Anschauung das beste Beispiel. Seine Generale eifern ihm nach. Von solchen Ernsthaften wird kein Mensch die Duldsamkeit gegen Maniertheit und Unverstand erwarten; und sie treiben schlechte Politik, wenn sie sich einbilden. Schmücken würde sie die Nachgiebigkeit gegen jeden ernsthaften Fortschritt und der Optimismus in der Beurtheilung junger Talente. Ich wäre immer tolerant einem Lindes-Walther gegenüber (man ist es reichlich gewesen), einem Oskar Roll, einem Nolde; und wäre höchst rücksichtslos gegen berühmte Leute, die der alte Hogarth *Manufacturers* nannte, eifern gegen grasse Irrthümer wie Brandenburg, Doppler und Otto Friedrich, eben so streng gegen die Talentvollen wie Strathmann, Baluschek und Hettner, die Eigenart mit Schema verwechseln und nicht halten, was sie versprochen haben. Und es läme mir nie in den Sinn, einen Maler wie Anglada oder einen Bildhauer wie Willumsen, der thatenlos in der Holzhauer-Plastik stehen geblieben ist, die vor zehn Jahren als Reaktion flüchtige Bedeutung hatte, mit Einladungen zu beehren. Die Leiter der Ausstellung schätzen gewiß die Kunst eines Maillo; warum geben sie ihm nicht das Relief, das ihm gebührt? Er hat einen viel schlechteren Platz als die brave Bronze Friedrichs oder das Standbild Tuillons, das wie eine kommerzielle Nachbildung des schönen Monumentes wirkt. Die liegende Frau Maillo's ist ein Stück Plastik, von dem zumal unsere Bildhauer, die Hildebrand mit Rodin vertauschen, Alles lernen können; Klinger nicht minder als Klimsch, dessen Phantasien bei aller Beweglichkeit doch nie flüchtig werden. Rodin hat, wie Richard Wagner, keinem seiner Jünger Vortheil gebracht. Er bleibt, wie er ist, der Größte unserer Zeit und wir wären schönede undankbar, wollten wir ihn für seine Nachfolger verantwortlich machen. Aber seine Kunst ist das Produkt zu isolirter Bedingungen, um vorbildlich wirken zu können. Vielleicht gehörte dazu, daß Rodin im Lande und zur Zeit des größten Aufschwunges der Malerei seit dem siebenzehnten Jahrhundert zur Welt kam. Ich weiß nur Einen, dem er half: Winne. Seine schöne Büste zeigt noch eine letzte Spur der Befruchtung, die der Gothiker dem Schöpfer der Bourgeois

de Calais verdankte. Voriges Jahr konnte man bei Kolbe einen glücklichen Einfluß vermuthen. Auch die Mädchenfigur in Marmor zeigt noch Etwas von der unnachahmlichen Weichheit des Vorbildes. In dem gebückten Akt aus Stein meldet sich aber schon die Nemesis. Diesem gefährlichen Einfluß stellt Maillol die Ruhe einer Form gegenüber, die griechisch wirkt, ohne uns die Antike Lessings vorzuhalten. Nicht das Ideal, das, wie Scheffler neulich in einem glänzenden Aufsatz über Hildebrand sagte, die Natur durch eine Kunsttradition sieht, sondern selbst Theil der Tradition, Kind der selben Rasse, die einst die Metopen formte, so harmlos in seiner Anschauung, daß man für Natur nimmt, was der geläutertste Sinn für das Gleichgewicht erfann. Dies bedeutendste Werk der Plastik in der Sezession ist so schlecht gestellt, daß die Besucher glauben müssen, ein dickes Weibstück vor sich zu haben. Wer es im Herbstsalon des vorigen Jahres sah, traut seinen Augen nicht. Ohne die seitlichen Durchblicke bleibt es unverständlich. Dagegen ist der komfortable Ledersessel in der Mitte von allen Seiten erschöpfend zu würdigen. Auch die Holzfigur Maillols, eine seiner frühesten Arbeiten, sollte man von Licht umflossen zeigen.

Man kann der Sezession nicht dankbar genug dafür sein, daß sie gerade jetzt eine Reihe tüchtiger moderner Franzosen eingeladen hat. Die beiden Manets sind nicht besonders starke Werke. Zimmethin giebt die *Jetée de Boulogne* von 1869 ein wundervolles Beispiel für die Tonkunst Manets. Die deutschen Vergötterter Whistlers sollten sich neben diese Degradation von Grau und Grün mal ein *Nocturno Whistlers* denken. Sowohl der Hasen wie der um einige Jahre frühere „Bettler“ verrathen, wie viel Manet besaß, bevor er sich der Koloristik ergab, die ihm die Blüthe bringen sollte, und sind daher gerade in dieser Ausstellung interessant, wo die Bedeutung der Palette auf so vielerlei Art demonstriert wird. Kurt Herrmann, der den Neoimpressionisten-Saal zusammengestellt hat, verdient um so größere Anerkennung, als er sich nicht im Unklaren sein konnte, daß der Vergleich mit den Bildern der französischen Kollegen seine eigenen Arbeiten mit größerer Schärfe beurtheilen lassen würde. Doch muß auch hier wieder die Verschiedenheit des deutschen vom französischen Niveau ernstlich in Betracht gezogen werden. Denkt man an die früheren Arbeiten Herrmanns und Baums, zumal die um mehrere Jahre zurückliegenden, so kann man den großen Fortschritt nicht verkennen. Der Neoimpressionismus, über den man in Berlin, wie über so Manches, schimpft, ohne recht zu wissen, um was es sich handelt, konnte in dem kleinen Rahmen nicht vollständig vorgeführt werden; und ich würde diesen Versuch beklagen, wenn damit die Möglichkeit ausgeschlossen würde, ihn in rationaler Weise zu wiederholen. Eine Richtung, mit der sich die bedeutendsten modernen Künstler mit Vortheil auseinandergesetzt haben, die, von Delacroix vorbereitet, latent in der ganzen Freilichtmalerei der Impressionisten wirkt und deutlich als die Konsequenz der

von Constable zu Monet reichenden Geschichte hervortritt, lohnte eine umfassende Zusammenstellung, nicht, um den Wig geistreicher Kellegen Herrmanns und Baums zu würzen, sondern, weil das Brauchbare der Bewegung bei uns vielleicht mehr als irgendwo bleibende Vortheile bringen könnte. Was die Jüngeren in Frankreich, von Lautrec, Van Gogh und Gauguin bis zu Bonnard und Maurice Denis, davon gehabt haben, weiß Jeder von ihnen; und man kann bei uns in dem Verhältniß Ludwigs von Hofmann zu der Richtung den Nutzen erkennen, den selbst ein dichterisches Gemüth aus der Berührung mit dem Neoimpressionismus davonzutragen vermag. Für solche Vorführung waren drei Säle, war auch eine etwas ruhigere Vorbereitung nöthig. Man macht bei uns die Ausstellungen nach der Art der gastfreundlichen Hausfrau, die Sonntag nachmittags, wenn die Läden zu und die Mädchen ausgegangen sind, liebe Leute zu sich bittet. Man schickt in die Nachbarschaft nach brauchbaren Bildern und nimmt, was der Zufall bringt. Vor Allem fehlt der Ausstellung ein halbes Duzend Bilder von Monet und Bissaro, die den Uebergang in die Theilung-Methode der Neoimpressionisten zeigen. Und dann Seurat. Es ist denn doch einigermaßen ungerecht, bei einem Jubiläum, sei es auch im kleinsten Kreis, nicht dem Gründer des Hauses zu danken. Sicher ist Seurat lange tot und an der von Signac determinirten Entwicklung kaum theilhaftig. Doch wäre ohne die Baignade und die Grande Chatte Signac nie zum Bewußtsein gekommen und außerdem hat Seurat mit seinen großen Dekorationen eine nachher unberücksichtigt gebliebene Seite des Neoimpressionismus erschöpft. Dann mußte die Entwicklung der Methode gezeigt werden, indem man die Signac unter dem Einfluß Monets aus dem Jahr 1884 mit den späteren Werken zusammenstellte und unter diesen doch mindestens je ein Werk der berühmten Serien (Mont Saint-Michel u. s. w.) auswählte. Ich begreife aber auch jetzt nicht, wie man vor den ausgestellten Werken von Signac, Croix und Einzelheiten von Kyffelberghe behaupten kann, diese Leute seien die Knechte ihrer Technik. Wer nicht das Spiel in dem „Morgen an der Seine“ und in dem pompösen Hafen von Saint-Tropez Signacs oder in der Negatta und der Landschaft mit den rosa Blüten von Croix sieht, hat keine Organe für Bilder. Die suggestiven Sachen Baltals sind eine andere, etwas billigere Folge Monets und werden bei uns leichter verstanden. Gauguins Geburt Christi aus dem Jahr 1896 mit der großartigen Kombination von Roth-Tönen mit Blau und dem geliebten Gelb ist eine würdigere Reaktion auf den Impressionismus, die schon in der noch ganz unter dem Einfluß Cézannes entstandenen Martinique-Landschaft von 1887 beginnt. Maurice Denis war vielleicht das glücklichste Resultat dieser Revolution. Seine christlichen Dekorationen zeigen immer noch, was den letzten Nachfolger Ingres', der Puvis in den Schatten stellen wird, mit dem grimmigen Europa-Hasser Gauguin verbindet. Von den Vanneaug seiner Freunde

Buillard und Bonnard mag der Erste zunächst am Stärksten wirken. Die gelbgrauen, mit Blatzgrün und pompejanischem Roth geschmückten Flächen bringen das Japanische auf eine unseren Stilisten ungewohnte Art. Alles Exotische fehlt. Nur in dem Flächigen verräth sich der Einfluß. Davon, von einem Flächigen, das sich für den Steindruck besser eignet als für die durstige Leinwand, kommt Buillard nicht los. Man weiß, was die ganze moderne Kunst der Lithographie verdankt. Ludwig von Hofmann hat neulich sein Bestes in der selben Technik, in der leider wenig beachteten Mappe des Insel-Verlages, mit entzückenden Tanzmotiven gegeben. Buillard brachte die Arbeit auf dem Stein eine Periode fast endgiltiger Leistung, die er kaum entscheidend überschritten hat. Denis gelangen hier seine zartesten Rhythmen; doch braucht er die Wand, um seine eigentliche Rolle zu spielen. Bonnard ist von den Dreien der Maler par excellence. Seine Lithographien zu „Daphnis und Chloë“ übertreffen die besten Blätter der Anderen und stellen seine Bilder trotzdem durchaus nicht etwa in den Schatten. Auch in seiner Malerei tritt der Hang zur Dekoration hervor; aber man thut gut, ihn trotzdem nicht mit dem Strom zu verwechseln. Keine programmatische Hinneigung eines die Persönlichkeit bindenden Stils, die selbst noch in den freisten Schöpfungen eines Denis merkbar ist, hemmt Bonnards Gestaltung. Der Einfall kommt mit der ganzen Behendigkeit und Ziellichkeit, mit der er im Kopf des Malers entstand, auf die Fläche und diese überträgt restlos die selbe Empfindung auf den Betrachter. Die Panneauz der Ausstellung erobern Keinen, der Bonnard nicht schon kennt. Man muß sehr viel von ihm sehen, um hinter die Fülle von Lieblichkeit zu kommen, die sich unter den krausen Flecken versteckt. Auch hier darf sich die Sezession nicht mit dem Gebotenen begnügen, zumal sie die kleinen Bilder (eine Perle ist das Mädchen mit der rothen Kette) miserabel gehängt hat. Sie ist und eine große Bonnard-Ausstellung schuldig geworden.

Diese wäre schon diesmal wichtiger gewesen als die Ausgrabung Coenepols ohne seine besten Sachen. Man wird nicht recht froh in dem Saal. Ein Schwanken zwischen der Routine eines besseren Champ-do-Mars-Malers ohne die Geschicklichkeit, die man dort findet, und, in einigen kleinen hübschen Bildern, der Empfindung der Impressionisten, wofür Kultur und Ueberzeugung nicht ausreichen. Doch kann man auch an dieser anständigen Dufider-Leistung lernen; denn es ist Arbeit, nicht Phrase. Und Das kann man in jedem Saal dieser Ausstellung: lernen, wie die Anderen lernen. Hat die Ausstellung Erfolg (und es scheint so), dann ist der Sezession zu gratuliren. Dann steht fest, daß sie ohne Kompromisse und ohne Hezerei ruhig zeigen kann, was hier und anderswo die tüchtigsten Leute machen.

Julius Meier-Graefe.



Die Schule ohne Gott.

Während der Debatten über die neue Schulvorlage ist von Sozialdemokraten der Vorschlag gemacht worden, die Religion ganz aus dem Schulunterricht zu beseitigen. Man betief sich dabei namentlich auf Amerika und Frankreich. Dort ist der Religionunterricht von der Volksschule ausgeschlossen.

In Amerika ist aber Gott nicht abgesetzt worden. Gottesglaube und Frömmigkeit bleiben die Grundlage der Erziehung. „Das Problem der moralischen Erziehung des Kindes auf Grund eines Gottesglaubens ohne irgend welche konfessionelle Beimischung ist in den Vereinigten Staaten gelöst“, schreibt Rottenburg in seinem Buch „Das Zukunftsprogramm unserer Schulgesetzgebung“. „Durch ein Gesetz für Massachusetts, das von den meisten Staaten der Union angenommen worden ist, werden die Lehrer angewiesen, den Herzen der ihnen anvertrauten Jugend Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Patriotismus, Wohlwollen für alle Menschen, Nüchternheit, Lust zur Arbeit, Keuschheit, Mäßigkeit im Genießen und alle anderen Tugenden einzuprägen, welche die Fierde der Gesellschaft und die Grundlage der Republik bilden.“ Die Lehrer sollen ihren Zöglingen zeigen, daß diese Eigenschaften dazu beitragen, die staatlichen Einrichtungen zu bessern, die Freiheit zu verbürgen und ihr eigenes Glück zu sichern. Der Staat ist nicht etwa irreligiös. Ein hervorragender amerikanischer Pädagoge betont ausdrücklich: „Wir brauchen Religion, wenn wir die höchste Stufe der Erziehung erreichen wollen“, aber er verweist die Glaubensartikel und die Bekenntnisse an den häuslichen Herd und in die Kirche. In Irland und in Kanada hat man den Moralunterricht in der Volksschule den Bestimmungen der amerikanischen Gesetzgebung entsprechend geregelt. Auch Holland ist diesem Beispiel gefolgt. Unsere Gesetzgebung, sagte der Minister Thorbede 1857 bei der Berathung eines Schulgesetzentwurfes in der holländischen Kammer, unsere Sitten, unsere Ideen in der ganzen Gesellschaft sind durchdrungen nicht von dem Christenthum, das Andersgläubige zurückstößt, sondern von einem über den dogmatischen Spaltungen stehenden sozialen Christenthum. Fazit: Der Lehrplan (richtiger: der Erziehungsplan) aller dieser Staaten bedarf des Gottesbegriffes.

In Frankreich ist zwar ein „gottloser“ Unterricht eingeführt, aber man scheint doch mit ihm nicht zufrieden zu sein, da allen Ernstes vorgeschlagen worden ist, den Lieben Gott (le nommé Dieu) unter einem harmlosen In-kognito (l'idéal, l'au-delà, le père) wieder in den Unterricht einzuführen. Kein Wunder: die utilitarische Begründung einer Moral ist für Kinder und gar für Zöglinge der Volksschule zu vielgliedrig. Ohne Moral aber würden wir in

den Kampf Aller gegen Alle gerathen. Und so kommen wir nicht ohne „Glauben“ aus; immer wieder müssen wir auf den übersinnlichen Ursprung der Moral zurückgreifen. Für Alle, die an eine natürliche Entstehung und Entwicklung der Moral „glauben“, bedeutet Das: wir bauen den ganzen Moralunterricht auf eine Unwahrheit; und dabei ist doch Wahrhaftigkeit die vornehmste Forderung der Moral. Denn wer nicht wahrhaftig gegen sich selbst zu sein versucht, kann seine Motive nicht gegen einander abwägen, kann nie über sich selbst richten, also auch nicht sittlich handeln. Und in dem Augenblick, wo die Heranwachsenden entdecken, daß das Fundament nicht Granit, sondern Flugland ist, bricht ihnen das ganze Moralgebäude zusammen.

Das geschieht meist in dem Alter der Mannbarkeit, wo der Mensch ins Leben hinaustritt und zu handeln beginnt, also gerade in der Zeit, in der sich der Moralunterricht erst bewähren soll. Wenn der Jüngling jetzt alle Werthe umwerthen muß: war es denn nicht vielleicht besser, ihm nicht erst Werthe zu geben? Diese Frage muß verneint werden. Denn mag auch für den Starken das Wort des jetzt belächelten Feuillet gelten: *Sortez de ce troupeau, recueillez-vous et écrivez votre catéchisme sur une page blanche*: ich muß die Moral meiner Zeit tragen, muß sie, wie sehr ich sie auch theoretisch verwerfen mag, praktisch anerkennen, wenn ich leben will. Sonst sterbe ich auf dem Schaffot oder im Irrenhaus.

Man gebe der Jugend die herrschende Moral und verzichte auf jede Begründung. Dem spielerischen „Warum?“ des Kindes setze man mit der Autorität des Vaters oder Lehrers das „Du sollst!“ entgegen. Erst dem reifenden, ernstlich suchenden Geist gebe man die transszendentale und die natürliche Hypothese zur Wahl. Das Kind sollte, wie ein Parlamentarier, die Motive zum Gesetz verlangen? Schwerlich. Das Kind gehorcht der Mutter, nicht Gott. Der Knabe und das Mädchen nehmen sich das Wort des verehrten Lehrers, der angeschwärmten Lehrerin zu Herzen, nicht das Wort Gottes.

Allerdings paßt auf meine Anregung die berliner Redensart: Es ginge wohl, aber es geht nicht. Solche Umwälzungen werden nur durch die tiefste seelische Noth erzeugt; und bei uns herrscht fettes Weideglück. Aber Viele ringen doch nach Wahrhaftigkeit und glauben, nur durch dieses Ringen könne Deutschland genesen. Also gilt heute wiederum das *De omnibus dubitandum*.

Uns ersticht die Phrase und die Unwahrhaftigkeit. Wir lügen nicht bewusst und entschlossen, aber wir leben schwächlich dahin, in künstlichem Zwielicht, und scheuen die Klarheit.

Eduard Goldbeck.



Stadtanleihen.

Am Stadtanleihen kümmert man sich an der Börse im Allgemeinen nur, wenn ein Mißerfolg bekannt geworden ist; sonst pflegen sie sich still im selben Stockwerk des Kursgebäudes zu halten. Jetzt haben Mannheim, Wiesbaden, Ludwigshafen zu Angeboten auf 3½ prozentige Schuldverschreibungen aufgefordert und keine annehmbare Offerte bekommen. München, die Hauptstadt des zweitgrößten Bundesstaates, hat für den unbedeutenden Rest einer älteren 3½ prozentigen Anleihe Angebote auf 3½ und 4 Prozent eingefordert. Wenn kleine Kommunen sich, der Noth gehorchend, zu einem vierprozentigen Zinstypus für ihre Obligationen entschließen, begreift man's. Daß aber eine Stadt vom Rang Münchens sich bereit zeigt, über den gewöhnlichen Zinsfuß hinauszugehen, muß Aufsehen erregen. Den Stadtvölkern ist wohl zuletzt noch die Erkenntniß gekommen, daß irgendeine plausible Erklärung nöthig sei; und so sagten sie denn, sie hätten die doppelte Offerte nur verlangt, um das für die Stadt vortheilhaftere Angebot wählen zu können. Als Nürnberg 6 Millionen Mark neue Obligationen ausschrieb, kam für 3½ prozentige Schuldverschreibungen ein Gebot von 98¼ und für vierprozentige eins von 104,38 Prozent. Damit war erwiesen, daß die Annahme des vierprozentigen Zinsfußes nicht wesentlich ungünstiger sei als das Beharren bei 3½ Prozent. München konnte immerhin also den Versuch wagen. Der Verlauf der münchener Anleihetransaktion (es handelt sich dabei nur um 13¼ Millionen Mark) ist aber auch deshalb interessant, weil die heimischen Banken sich wieder indolent zeigten und die berliner Institute, die doch Bayern im Siegerschritt erobern und den blauweißen Kredit heben wollen, sich kühl zurückhielten. Nach dieser glanzlosen Probe werden die Münchener denken: „Was die Berliner können, hätten unsere Banken auch fertig gebracht.“

Die Verhältnisse sind im Allgemeinen übrigens den 3½ prozentigen Anleihen nicht günstig. Das Reich selbst würde wohl, wenns ohne Gefährdung seines Ansehens möglich wäre, vierprozentige Obligationen schaffen, um beim Publikum mehr Gegenliebe zu finden; da dürfen die Städte nicht klagen, wenn sie gezwungen sind, 4 Prozent Zinsen zu bewilligen; sie können sich innerhalb einer nicht zu langen Frist obendrein ja die Konvertirbarkeit vorbehalten. In diesem Jahr sind schon so große Beträge 3½ prozentiger Anleihe untergebracht worden, daß man nicht haunen darf, wenn der Markt nicht mehr aufnahmefähig ist und die Banken streifen. Berlin, Charlottenburg, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Halle, Stuttgart, Karlsruhe, Nürnberg haben sich schon in den ersten Monaten des Jahres versorgt. Der Aufwand für diese Anleihen betrug etwa 120 Millionen; ein mehr als doppelt so hoher Betrag ist noch unterzubringen. Im Jahr 1905 konnten im Ganzen nur 200 Millionen Mark an Stadtanleihen begeben werden, weil das Kapital industrielle Anlagen vorzog. Deshalb haben viele Städte die Deckung ihres Geldbedarfes auf dieses Jahr verschoben und nun droht dem Markt Ueberschwemmung. Ob Rixdorf, Berlins Nachbarin, mit ihrer Anleihe mehr Glück als München haben und sofort 3½ Prozent erhalten wird? Die Banken sind nicht entzückt von der Aussicht, noch das ganze Jahr hindurch, mehr um der Ehre als um hoher Gewinne willen, für die Auffüllung der städtischen Kassen in allen Himmelsgegenden der Monarchie sorgen zu müssen; unversäuerliche Kommunalanleihen hat man nicht gern im Portefeuille.

Nicht vergessen darf aber werden, daß auch die Entwicklung des Kommu-

nalanleihenwesens ein Symptom des Wirtschaftsausschwunges ist, den Niemand missen möchte. Die Städte haben sich mächtig ausgedehnt und sind genöthigt, den Bedürfnissen der Großstadt Rechnung zu tragen. Elektrische Licht- und Kraftanlagen, Kanalisation, gute Straßen, Wasserleitung, Schulen, Krankenhäuser, Markthallen, Theater, öffentliche Bauten, Brücken, Bahnhöfe (die Stadt Leipzig trägt den größten Theil der Kosten eines neuen Centralbahnhofes, der der größte der Welt werden soll), Verstadtlung der Straßenbahnen: all diese Dinge gehören jetzt in das Ressort moderner Stadtverwaltungen und zwingen den Herrn Rämmerer, das dazu erforderliche Geld herbeizuschaffen. Die Anleiheenschuld der Städte bezieht sich in Deutschland heute auf 5 Milliarden, in Berlin allein auf beinahe 700 Millionen.

Sind, trotz dieser hastigen Entwicklung, die Kommunalanleihen sicher? Die Möglichkeit, eine deutsche Stadt könne in ernste Zahlungsschwierigkeiten gerathen und ihren Zinscoupon nicht einlösen, scheint mir ausgeschlossen. Der Vorsichtige wird zwischen armen und reichen, sparsamen und verschwenderischen Städten freilich sehr genau unterscheiden; aber im Allgemeinen dürfte die Steuerkraft der deutschen Stadtgemeinden stets ausreichen, um die für den Dienst notwendigen Summen aufzubringen. Eine andere Frage ist, ob die städtische Schuldverschreibung sich zur Anlage eben so eignet wie Staatsanleihen und Hypothekensandbriefe. In der Kurszettelrubrik „Stadtanleihen“ findet man den ominösen Doppelpfich, der dem werthen Publikum anzeigt, daß kein Kurs festgesetzt werden konnte, viel öfter als auf anderen Gebieten, weil diese Anleihen, namentlich die Obligationen kleinerer Städte, einen ziemlich engen Markt haben. Wochen lang kommt es da nicht zu Umläufen, kann also auch kein Kurs festgelegt werden; oder die Zettelnotiz ist rein nominell und in praxi weder vom Käufer noch vom Verkäufer zu erreichen. Papiere, die keinen großen Markt haben, eignen sich auch nicht fürs große Publikum; deshalb ist's am Besten, wenn die Kommunalanleihen im heimathlichen Stadtkreis bleiben, wo man die Verhältnisse des Gemeinwesens kennt. Der Umfang des Marktes ist auch die Ursache des Unterschiedes im Kursstand deutscher Stadt- und Staatsanleihen. Daß Stadtanleihen vielfach niedriger stehen als staatliche, ist kein Zeichen geringerer Kreditwürdigkeit, sondern die Folge der Ab- und Umschlagsschwierigkeiten. Unterschiede findet man manchmal auch zwischen den Kurzen älterer und jüngerer Jahrgänge des selben Anleihetypus; davon sind die Uebernahmekonfortien schuld, die, wenn die Geldverhältnisse günstig sind, zu hohe Gebote auf die Anleihen machen, ohne auf den Kurs früherer Emissionen Rücksicht zu nehmen. So entstehen Spannungen bis zu 1 Prozent, deren Konsequenzen dann den Banken selbst oft lästig werden, weil das Publikum nur die billigen älteren Anleihen kauft und den Kreditinstituten die theuereren jüngsten Datums überläßt. Vielleicht sähe diese Kurszettelrubrik nicht gar so leblos aus, wenn die Anleihen kleiner und kleinster Kommunen daraus verschwänden. Namen wie Ems, Fürstentum, Güstrow, Harburg, Herne, Hütten, Krotoschin, Leer, Rausheim, Wierzen, deren Anleihen auf dem Kurszettel doch nur ein Scheindasein führen, könnten auf diesem Zettel wirklich fehlen. Auch kleine Kommunen brauchen Geld, brauchen es aber nicht mit der umständlichen Hilfe eines Finanzkonfortiums zu beschaffen, sondern können sich in aller Ruhe mit einer Hypothekenbank in Verbindung setzen, die gegen Ausgabe von Kommunalobligationen das Nöthige liefert. Das kann geschehen und geschieht wirklich, ohne daß die Vorschrift, die Genehmigung der Aufsichtbehörde einzuholen, umgangen wird. Der Fiskus braucht den Markt für seine eigenen Pumpoperationen und

möchte die Kommunen deshalb an allzu hoher und rascher Schuldenhäufung hindern. Das ist begreiflich; und wäre auch nützlich, wenn die Staatsregierung das Geheimniß verräthe, wie die Städte sich ohne Anleihen das für ihren Bedarf nöthige Geld schaffen können. Statt des Protes aber gab man ihnen einen Stein: die in schönstem Kurialstil gehaltene Verfügung d. d. Oktober 1902, die besagt, man habe höheren Ortes mißbilligend davon Kenntniß genommen, daß verschiedene Stadtgemeinden, zwar mit Genehmigung der nächsten Aufsichtbehörden, aber ohne Beobachtung der von den königlichen Ministerien der Finanzen und des Inneren aufgestellten Grundsätze, nicht auf den Inhaber lautende Schuldberschreibungen ausgegeben, sondern ihren Geldbedarf auf andere Weise gedeckt hätten; dieses Verfahren widerspreche den Normen gesunder Finanzwirtschaft. Die Städte sollen also nur in Nothfällen Schulden machen. Richtig. Da die Ansprüche der Städte und ihrer Bewohner aber beständig wachsen, tritt solcher Nothfall von Jahr zu Jahr öfter ein und der Punkt, wo die Regierungsvorschrift übertreten würde, ist nicht leicht zu erkennen. Im Allgemeinen wissen die Häupter deutscher Stadtverwaltungen recht gut, wie weit sie ihren Etat mit Anleihe-schulden belassen dürfen. Die Hilfe der Hypothekenbanken ist ohne staatliches Hinderniß zu erreichen. Die preussische Regierung hat den Kommunalobligationen der Hypothekenbanken, die das Kreditbedürfniß kleiner Gemeinden befriedigen, ja sogar das Privilegium der Wändelsicherheit verliehen.

Wer bedenkt, wie schwer städtische Anleihen unterzubringen sind, welche Mühe und Kosten der Dienst macht (in einigen Großstädten giebt es Stadtschuldbücher, die den Anleihebesitzern die Kontrolle der Verlosungen und die Einlieferung gezogener Stücke abnehmen), Wer wird die Reorganisation des städtischen Anleihekredites als nothwendig erkennen. Schon im Jahr 1899, in der nürnbergger Versammlung zur „Besprechung über kommunale Anleihen“, wurde vorgeschlagen, eine „Deutsche Städte-Bank“ zu gründen, die für die Deckung städtischer Kreditbedürfnisse zu sorgen hätte. Die Bank, hieß es, solle Schuldberschreibungen ausgeben, für deren Sicherheit die Städte solidarisch haften müßten. Jede Stadt hätte also für die Schulden der anderen zu bürgen; dann gäbe es eben nicht mehr Obligationen einzelner Städte, sondern eine gemeinsame Stadtschuldberschreibung. Daß dieses Projekt durchführbar wäre, wird durch die fünfundsiebzigjährige Existenz der „Kommunalbank des Königreiches Sachsen“ bewiesen. Das ist eine Städtebank im Kleinen; und die lange Dauer ihres Daseins zeigt, daß eine dazu gegründete Bank von der Befriedigung städtischen Anleihebedarfes allein leben kann. Die kleine Gewinnchance, die jetzt meist von den Gemeinden den Instituten geboten wird, würde freilich nicht ausreichen; die Städte müßten feste Vergütung gewähren, die einen Uberschuß ermöglicht, oder sich entschließen, nicht unter 3¼ Prozent Zinsen an die Bank zu zahlen; denn Obligationen, die nicht mindestens 3½ Prozent bringen, sind kaum noch abzusetzen. Heutzutage müssen die Städte ihre Schulden mit 4 Prozent verzinsen; und die Kosten und Umstände der Kreditoperationen sind jetzt für die Gemeinden so groß, daß daneben selbst ein möglicher Mehraufwand an Zinsen nicht von dem Plan abschrecken könnte. Auf den Stadttagen wäre Gelegenheit, über diese Dinge zu reden. Das müßte bald geschehen; denn die neusten Erfahrungen lehren, daß die Schwierigkeit wächst und den Banken mehr und mehr die Luft schwindet, sich auf städtische Anleihegeschäfte einzulassen. Ob, wie behauptet wurde, wirklich vereinbart ist, den Stadtbemeinden keine Anleihe unter 4 Prozent mehr zu gewähren, ist einstweilen nicht festzustellen. Jedenfalls müßten

die deutschen Städte versuchen, sich so schnell wie möglich aus der Abhängigkeit von den Banken zu lösen. Sie haben jetzt ja auch mit einer zunehmenden Konkurrenz fremder Stadtanleihen zu rechnen. Ende Februar dieses Jahres wurden 35 Millionen Francs fünfprozentiger Schuldbeschreibungen der Stadt Sofia von der Berliner Handelsgesellschaft und der Darmstädter Bank emittirt. Eine Anleihe der Hauptstadt Bulgariens bei uns „börsenfähig“: Das ist ein comble, trotz Buenos Aires, Lissabon und Moskau, deren Anleihen auch auf dem berliner Kurszettel stehen. Das Publikum läßt sich das fünfprozentige Papier, das ihm, bei einem Kurs von 96, gute Rentabilität bietet, gern gefallen und glaubt, in seiner Unschuld Raienblüthe, schon der Name so angesehener Banken bürge für die Güte des Papiers. Wer weiß, ob bald nicht auch der Stadt Belgrad glückt, was Sofia gelang? Die Banken sind froh, wenn sie einen großen „Zwischengewinn“ machen und die Anleihen schnell loswerden können. Daß neben ausländischen Hauptstädten auch Bozen-Meran, Gothenburg, Helsingfors, Karlsbad, meist mit zwei Strichen dahinter, einen deutschen Kurszettel zieren, ist um so seltsamer, als die deutschen Städte selbst ja genug Mühe haben, für ihre Anleihen in der lieben Heimath einen Markt zu finden; da brauchte man ihnen durch die Zulassung ausländischer Stadtanleihen das Leben nicht noch schwerer zu machen. Wenn unsere Kommunen nicht rasch für die Sicherung ihrer Kreditgeschäfte sorgen, können sie das selbe Elend erleben, von dem die deutschen Staatsanleihen heimgejucht sind. Labou.

Die Stadt München ist inzwischen genöthigt worden, für ihre neue Anleihe (statt der beabsichtigten $3\frac{1}{2}$) 4 Prozent Zinsen zu zahlen. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank übernimmt die Anleihe zu 101,29. Ob die Kommunen nun für $3\frac{1}{2}$ Prozent überhaupt kein Geld mehr bekommen? Köln und Halle wollen es, wie man liest, noch einmal versuchen. . . Ueber Labous Kautschuk-Artikel schreibt mir Herr Graf Vaudissin: „Daß die geschäftlichen Grundlagen eines Unternehmens, ohne Rücksicht auf den Charakter und die gesellschaftliche Stellung der Gründer, sehr sorgsam geprüft werden, ist sicher richtig. Daß ein Inserat aber vom Bezirksamtmann a. D. von St. Paul-Flaire und vom Grafen Vaudissin unterzeichnet ist, beweist doch wohl auch nichts gegen die kaufmännische Erfahrung dieser Unterzeichner. Wir haben solche Erfahrungen gesammelt und sind Beide kaufmännisch thätig gewesen. Herr von St. Paul hat vom Kaiserlichen Gouvernement die Zusage erhalten, daß er 2000 Hektar frei auswählen darf, die ihm nach den jezt in der Kolonie gültigen Bestimmungen überwiesen werden. Dieses Recht tritt er zugleich mit seinem übrigen, 2660 Hektar umfassenden Besitz ab, von dem ein Theil aus werthvollem Grundbesitz in der Stadt Tanga besteht, ein anderer schon in Kultur und mit Kautschuk und Palmen bepflanzt ist. Der Rest besteht aus schlagreifem Wald, über dessen Ausnutzung schon ein Abkommen vereinbart ist. Dieses Abkommen kann natürlich erst in Kraft treten, wenn die Holzverwertungsgesellschaft, mit der es vereinbart wurde, endgiltig konstituirte ist; deshalb ist sein Werth in dem Inserat der Oksafrika-Compagnie noch gar nicht mitgerechnet worden. Der Gesamtbesitz des Herrn von St. Paul ist jedenfalls sehr niedrig bewerthet. Daß die Deutsch-Oksafrikanische Gesellschaft aus ihren Sisalkulturen beträchtlichen Gewinn gezogen hat, kann Labou aus den letzten Jahresberichten der Gesellschaft feststellen. Die Rentabilität der Sisalkultur ist erwiesen. Wenn die Produktion einer Tonne Sisa 300 Mark kostet und der Verkauf 820 Mark bringt, ist das Geschäft nicht nur gut, sondern „piuttosto buono.“ Und wie haben nicht mit dem jetzigen Weltmarktpreis (820), sondern, als vorsichtige Männer, mit 600 Mark gerechnet, mit dem Preis, der sich als durchschnittlicher seit dem Jahr 1879 ergibt. Ihr sehr ergebener Graf Vaudissin.“

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 150. Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant | **Bier - Restaurant**
 Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers | Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
 von M. 3.— an, sowie à la carte | Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel
Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Aach, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in goniometrisch-äthlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Gesellschaftsreisen **Weltausstellung in Mailand**

ZUR

(Schweiz, Oberital.-Seen, Venedig, Gardasee). Am 16. Juni, 30. Juni und alle 14 Tage, Dauer 12 bzw. 16 Tage. 310 u. 400 M. Am 10. Juli und 6. August Brüssel-Paris 400 u. 550 M., Am 15. August Bretagne u. Pyrenäenbäder 680 M. Nordlandreisen von verschiedener Dauer. Grösster Comfort. Programme kostenfrei.

Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

3 seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lössnitz umschlossen.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

 **Selzer**
Laurenze & Co., Holl.



Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810, Amt 9 No. 5346.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

**Kupferberg
Gold**

Bekanntmachung.

Heldburg

Aktiengesellschaft für Bergbau, bergbauliche und andere industrielle Erzeugnisse.

1. Die Beschlüsse der ausserordentlichen Generalversammlung unserer Gesellschaft vom 5. Mai 1906 sind in das Handels-Register eingetragen. In Uebereinstimmung mit denselben fordern wir unsere Aktionäre nunmehr auf, ihre Aktien nebst Talons und Dividendenscheinen für 1906 und folgende Jahre mit einem arithmetisch geordneten doppelt ausgeführten Nummernverzeichnis, von welchem ein Exemplar sofort quittiert zurückgegeben wird, bei einer der nachbezeichneten Stellen während der bei ihnen üblichen Geschäftsstunden in der Zeit

vom 28. Mai bis 16. Juni cr. einschliesslich

einzureichen und zwar

in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie**, Schinkelplatz 1/2.
in **Frankfurt a. Main** bei der **Filiale der Bank für Handel u. Industrie**,
in **Hannover** bei der **Bank für Handel u. Industrie, Filiale Hannover**,
in **Hildesheim** bei der **Hildesheimer Bank**.

Wir ersuchen die Aktionäre gleichzeitig um die Erklärung, dass sie von je 10 Aktien drei Aktien der Gesellschaft ohne Gegenleistung zur freien Verfügung überlassen, bezw. soweit die Aktien durch 10 nicht teilbar sind, dem verhältnismässigen Betrag zur Verfügung im Gemeinschaft mit Aktien eilen, welche andere Aktionäre der Gesellschaft zur freien Verfügung überlassen haben.

Die Einreicher erhalten bei derjenigen Stelle, bei der die Einreichung erfolgt ist, baldmöglichst nach vorheriger Bekanntmachung gegen Rückgabe des qualifizierten Nummernverzeichnisses 7 mit entsprechendem Stempelaufdruck versehene Aktien zurück.

Soweit die von einem Aktionäre überreichten Aktien den Betrag von 10000 .M oder nur durch 10000 teilbare Zahl nicht erreichen, haben sich die oben bezeichneten Stellen bereit erklärt, kosten- und spesenfrei die volle Aktien überschüssenden Beträge durch An- oder Verkauf zu einem dem Tageskurs der alten Aktien entsprechenden Kurse zu regeln.

2. Wir fordern auch diejenigen Aktionäre, welche von je 10 Aktien der Gesellschaft nicht drei zur Verfügung stellen, auf, ihre Aktien zum Zwecke der Zusammenlegung des Grundkapitals im Verhältnis von zehn zu sieben an den oben bezeichneten Stellen in der angegebenen Zeit einzureichen. Von je 10 eingereichten Aktien werden sieben Aktien mit entsprechendem Stempelaufdruck zurückgegeben, dagegen drei zurückbehalten und vernichtet werden.

Erfolgt die Einreichung nicht bis zum 1. September 1906 oder erreichen die eingereichten Aktien nicht den Betrag von 10000 .M oder stellen sie nicht eine durch 10 000 teilbare Zahl dar und werden sie der Gesellschaft nicht zur Verfügung gestellt, so werden sie für kraftlos erklärt und an Stelle von je 10 für kraftlos erklärten Aktien sieben neue Aktien mit Dividendenberechtigung vom 1. Januar 1906 ausgegeben. Die neuen Aktien werden öffentlich versteigert, bezw. zum Börsenpreis verkauft und der Erlös unter den Beteiligten nach Verhältnis ihres Aktienbesitzes gegen Einlieferung der für kraftlos erklärten Aktien zur Verfügung gestellt werden.

3. Bezüglich der Ausübung des Bezugsrechts, wonach auf 3 abgestempelte Aktien eine neue Aktie bezogen werden kann, wird eine gesonderte Bekanntmachung demnächst erfolgen.

Berlin, im Mai 1906.

Heldburg

Aktiengesellschaft für Bergbau, bergbauliche u. andere industrielle Erzeugnisse.

Der Vorstand. Ermisch.

Aktiengesellschaft Mix & Genest, Berlin Telefon- und Telegraphen-Werke.

Aktiva	Bilanz am 31. Dezember 1905.		Passiva	
	„M	„Pfg	„M	„Pfg
Grundstücke und Gebäude	3211256	05	Aktien-Kapital-Conto	5000000
Maschinen-Conto	484021	—	Reservefonds-Conto	1631923
Utensilien-Conto	283641	70	Hypotheken-Conto	2337000
Werkzeug-Conto	267409	50	Kreditoren-Conto	1356446
General-Waren-Conto	3065591	—	Unterstützungs-Conto	85779
Debitoren-Conto	2937648	28	Dividende, rückständig	1240
Bankguthaben	377118	69	Debitoren-Conto	55892
Cassa-Conto	77453	93	Kautionen	88200
Wechsel-Conto	154736	56	Reingewinn	476294
Effekten-Conto	16705	45	Derselbe verteilt sich auf:	
Hypotheken-Conto	53100	—	8% Div. alte Akt.	288000
Hypotheken-Amortisation	15890	63	4% Div. neue Akt.	56000
Kautionen	88200	—	Tantiemen	75294.75
Patent-Conto	1	—	Debitoren-Conto	30000
			Vortrag	27060.23
				M. 476294.98
	11032776	79		11032776



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von

BREMEN
nach

New-York via Southampton - Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Süd-Amerika - Brasilien - La Plata

Mittelmeer - Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

== Mittelmeerfahrt Juli 1906 ==

für nur 385 Mk., Reise, Wagenf., volle Verpflegung, Führung und Reisebegleitung durch das bewährte Bureau **Spatz-Halle u. Tunnis**. In circa 17 Tagen von **Basel** über **Marseille** nach Ajaccio, Algier, Tunis, Sardinien, Neapel, Rom, Riviera. Auskunft erteilt **Wagner-Waldenburg** (Schles), Vora. d. Deutsch. Tour.-Ver.

Bayerische Celluloidwaren-Fabrik
vorm. **Albert Wacker A.-G., Nürnberg.**

Auf Grund des in der Berliner Börsen-Zeitung und dem Berliner Börsen-Courier vom Sonnabend, den 19. Mai 1906, abends veröffentlichten Prospektes sind

M. 1 000 000.— Aktien

No. 1—1000

der **Bayerischen Celluloidwarenfabrik vorm. Albert Wacker A.-G., Nürnberg**, zum Börsenhandel an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, München, im Mai 1906.

C. Schlesinger-Trier & Co.,
Commanditgesellschaft auf Aktien.

Bankcommandite
Gebrüder Klopfer.

Zur gefl. Beachtung!

Die Amateur-Photographie wird in immer weiteren Kreisen als überaus anregender und bildungsfördernder Sport betrieben. Dank dieser Tatsache ist unsere deutsche Industrie für photographische Apparate zu einer erfreulichen Blüte gelangt und bringt auch dieses Jahr wieder eine hervorragende Auswahl neuer Modelle, welche den Bedürfnissen des Publikums aufs glücklichste angepasst sind, heraus. Die auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte Versandfirma **Hal & Freund in Breslau** hat es sich angelegen sein lassen, als die erste auf dem Platze dieser Neuheiten dem Publikum in ihrer ausserordentlichen Art zugänglich zu machen, indem sie die Apparate zu **aussergewöhnlich billigen Preisen** gegen **vorzuziehende Verbindungen** auf **den Markt** bringt. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt oben genannter Firma bei über photographische Apparate und Goerz-Trieder-Brilles, auf die wir an dieser Stelle ganz besonders hinweisen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Zickel**, Friedrichstr. 236.

Freitag, den 1. Juni, Abds. 8 Uhr. Premiere.

Das Fest der Handwerker

vorher: **Die Verlobung bei der Laterne.**

Sonnabend, den 2., Sonntag, den 3., Montag, den 4. Juni, Abends 8 Uhr.

Dieselbe Vorstellung.

Die weiteren Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag, den 3., Montag, den 4. Juni, Abends 8 Uhr

Ein idealer Gatte

Sonntag und Montag Nachm. 3 Uhr.

Der Unverschämte. Hille Bobbe.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Friedrichstr. 216
Berlin
Patentbureau Arendt

Wein-Restaurant.

I. Ranges.

Otto Mamsch

Leipzigerstrasse 94.

Diners 1,50 Mk.

Souper 2 Mk.

Stärkender u. Appetit
erregender Wein.

BYRRH

Jahresumsatz
6 1/2 Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (182 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Zu haben in allen besseren Wein- und Delikatessenuandlungen, Restaurants und sonst einschlägigen Geschäften.

Nürnberg 1906



Bayerische Jubiläums- Ausstellung

Mai-

Okt.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) liegt in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen **Original Pilsner — Welkenstephan — Berliner Pilsbierbrauerei.**

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: **Hans Greger.**

Freitag, den 1. Sonnabend, den 2. Sonntag, den 3. und Montag, den 4. Juni. Abds. 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.
Josephi.
Massary.

Giampietro.
Steidl.
Lilly Walter.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorat,
gedeckt. Gartenhalten, Fontaine lumineuse.

Defigures v. 2,50 Mk. an h. 2 1/2 Uhr. Nachm.

Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wicand.

Heilstätte
für

Herzkrankte

Dr. med. Tilliss. *

Berlin W.,
Tauentzienstrasse 10 b

Voller Ersatz für Nauheim.

Prospekte frei.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag überm. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günsi. Beding.
Off. unt. B. N. 205, an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Automobile

sowie Zubehör
kauft u. beleibt
Berthold, Berlin
Spitzenstrasse 55.

„Zukunft“ Band 1—45 zu verkaufen.

Sehr schönes Exemplar. Orig. Halblederbde.
wie neu, statt M. 315.— nur M. 105.— Anfr.
unt. M. T. 1749 an Rudolf Mosse, München.

Sanatorium Dr. Passow Meitingen
für Nervenkranken u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.



Protector Se. Majestät der König v. Sachsen

DRITTE DEUTSCHE KUNST-GEWERBE- AUSSTELLUNG

DRESDEN 1906

12. MAI — 31. OKT.

KUNST · KUNSTHANDWERK · KUNSTINDUSTRIE

ILL. AUSSTELLUNGS-ZEITSCHRIFT D. D. BUCHHANDELS

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für Herzkrankte
BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.
Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.
— Ambulante Behandlung. — Sanatorium.
 Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Institut für Schlammbehandlung.
 Chronische u. akute lokale Packungen mit **Panzerschlamm**
 Gelenk — Nerven — (Med. Klin. No. 53, 06.)
 Frauenleiden **Dr. H. Karfunkel, Arzt, Friedrichstr. 8.**
Panzerschlamm für Hauskuren.

Johannisbad Eisenach 26
 Preis- und Kur-
 bericht gratis.
 3 Kurhäuser
 Sanitätsrat Dr. Billinger, Dir. Johann Glau.
 Mustersanatorium nach Dr. Lohmann
 Kuren m. giftfreien Pflanzensalzen. Schönheitspflege.
 Behandlung chron. Leiden,
 besonders Frauenleiden.
 Frl. Dr. med. Szalkay (Ostr. appr.)

Gute Resultate bei
 Blutarmut
 Nervenleiden
 Frauenkrankheiten
 Verdauungsleiden
 Rheumatismus
 Fettleibigkeit
 Krankheiten der
 Atmungsorgane u.
 allen chronischen
 Erkrankungen.

Wer sich krank fühlt

oder erholungsbedürftig ist, versuche eine Kur im
Germanenbad b. Landeck
 in Schlesien.

Größte Befriedigung ist sein Lohn.
 Streng wissenschaftliches u. erfolgreiches, maßvolles
 Wasserheilverfahren mit Hilfe aller existierenden
 Heilfaktoren! Aelterer spez. Arzt in der Anstalt.
 Herrliches Stüchchen Erde. — Reinste Wald-
 Hühenluft! — Billiger Preis! — Prospekte frei.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
 Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Hannover
Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.
Steuerndieb (H). Operationslos!
 Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
 Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft-
 und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Sanatorium **F**inkenwalde bei Stettin
 Idyllisch geschützte Lage inmitten herrlich Buchenwaldes. Vornehm eingerichtete Räume. Individuelle Behandlung von Nerven- Magen- und Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit. Elektrische (Licht) Bäder, Bestrahlungstherapie, Vibrationsmassage, Tuare-Brandt'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder, Heilgymnastik, Licht-Luft- und Sonnenbäder, Liegehalle, Tennisplatz. Prospekte durch den leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkrankte, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.
Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder
 sowie selbster, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau
„Greif“
 HANNOVER Georgstr. 16^a - Teleph. 200.
 Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
 für **Zuckerkrankte**
 Dresden-Strehlen, Residenzstrasse. Eigenes Laboratorium. Näh. im Prospekt.

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen gegen bequeme Teilzahlungen ohne Preiserhöhung.

Goerz Triöder Binocle,
 Hensold's Dachprismen-Feldstecher,
 Erstkl. Harmoniums,
 Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Hermann Roscher,
 BERLIN SW. 11. Schöneberger Str. 9.

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss
 sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Cabinet-Comet
Graeger
Sech
 Gold Silber
 Zu beziehen durch
 alle Weinhandlungen
Carl Graeger
 Seel Kellererl
 Hochheim a. M.

Schockethal bei Cassel.
 Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp.
 Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Mittelmeerreise der Deutschen Touristen-Vereinigung (ab Basel am 10. Juli nach Marseille, Ajaccio, Algier, Tunis, Carthago, Sizilien, Capri, Neapel, Vesuv, Rom, Monte Carlo und zurück. Gesamtpreis 285 M.) hat zahlreiche Teilnehmer aus allen gebildeten Gesellschaftskreisen gefunden: Offiziere, Beamte, Aerzte, Juristen, Gelehrte, Künstler, Geistliche, Lehrer, Fabrikbesitzer, Kaufleute, Rentner etc., sowie eine grössere Anzahl alleinreisender oder in Gesellschaft reisender Damen. Die Schiffsplatzliste dürfte in einigen Wochen geschlossen werden. Reise lustige, welche sich der 17 tägigen Fahrt anschliessen wollen, erhalten kostenlos ausführliche Auskunft durch den Vorsitzenden der D. T. V. Herrn P. A. Wagner, Waldenburg i. Schl. oder das Reisebureau P. Spatz, Tunis-Halle a. S.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Schlossbrauerei Schöneberg
BERLIN W.

Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Bilz

Sanatorium „Schloss Lössnitz“
DRESDEN-RADEBEUL. 3 Aerzte.
Prospekt frei. Das ganze Jahr geöffnet.
Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

Hochinteressant!!
Ueber Rousseau's
Verbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit geschrieben, wie sie den intimen Schriften des 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitten-geschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W.30r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Ostseebad Neuendorf auf Wollin

empfiehlt sein Kurhaus Erholungsbedürftigen vom 1. Mai an Pensionspreis für Mai bis 24. Juni täglich 4 Mk., von dann bis 30. Aug. folg. Pensionspreise b. vollständ. Beköstigung.

wöchentl. $\left\{ \begin{array}{l} 1 \text{ Person } 1 \text{ Zimmer } 35 \text{ Mark} \\ 2 \text{ Personen } 1 \text{ Zimmer } 62 \text{ Mark} \\ 3 \text{ Personen } 1 \text{ Zimmer } 82 \text{ Mark} \\ \text{Kinder unter 8 Jahren zahlen die Hälfte der ganzen Pension.} \end{array} \right.$

Prospekte gratis. Für unsere Mieter Bäder frei. Keine Kurtaxe. Reiseroute per Dampfer: Sietlin-Lantzig, per Bahn: Sietlin-Wollin-Warnow. Schnellzüge Misdroy. Wagen auf Bestellung in Lantzig oder Warnow, Misdroy.

Geschwister Ruchholtz.

Sanatorium für
Hautkrankheiten und Kosmetik
Park gg. Polzengarten. Ausführliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Erholungsheim Grossjena

bei Naumburg a. S. (Thüring).
Merkl. Lage. Kleine Besucherzahl.
Mäss. Preise. Prospekte. Neuer Besitzer.

Güternicht in ganz Preussen. Wetzlarer, Dombau- Geld-Lotterie

Ziehung am 6. und 7. Juni or.
275,000 Lose à 3 Mk., 8496 Goldgewinne
im Gesamtbetrage von

320000 Mk.

Gewinne Mark:

70000

50000, 30000

20000, 10000

2mal 5000, 4mal 2500, 5mal 2000

10mal 1000, 20mal 500, 50mal 200

100mal 100, 200mal 50, 500mal 20

1100mal 10, 6500mal 6

LOSE à 3 Mk. inkl. Reichs-

stempelsteuer
Porto und Liste 30 Pfg. extra.
A. Molling, Hannover.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die Unternehmungen der Brüder Siemens Von Richard Ehrenberg.
Erster Band. Bis zum Jahre 1870. Mit 7 Abbild. Preis: 12 Mk., geb. 13,20 Mk.
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken mit besonderer Rücksicht auf die Konzentrationsbestrebungen. Vorträge gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Von Dr. Rieser, Geh. Justizrat, ord. Honorarprofessor an der Universität Berlin. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis: 7 Mark, geb. 8 Mark.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig, Talstrasse 13.

Neu! 

 **Neu!**

Mein Kind

Ein Erziehungsbuch

von

Theod. Paul Voigt.

Eleg. brosch. M. 3.50, eleg. gebd. M. 4.50.

Das Buch will den Eltern eine im flotten Plauderton gehaltene Anweisung zum verständigen Erziehen ihrer Kinder geben. Der Verfasser bekennt sich an verschiedenen Stellen seines Werkes zu den Pestalozzischen Grundsätzen; er will die natürlichen Kräfte des jungen Menschen individuell in freier Weise entwickeln und er hält alle schulmeisterliche Pedanterie, jede einseitige konfessionelle Tendenz in der Erziehung zurück. Das Buch begleitet die Entwicklung des Kindes von der Geburt bis zur Mündigkeit. Die seelischen Probleme werden in gemeinverständlicher Form dargelegt, die Temperamente eingehend gewürdigt. Die gesundheitliche Pflege, das Spiel und die Jugendbeschäftigungen werden in ihrer grossen Bedeutung für die Aufzucht des jungen Menschen geschildert. Die Unarten der Kinder sollen gedämpft und bekämpft werden; der Verfasser sieht aber nicht in jeder jugendhaften Rügelei ein Verbrechen. Die Strafen, selbst die Züchtigung, sollen nicht ausgeschaltet werden, aber nur natürliche Folge begangenen Unrechts sein. Die Bedeutung und die Art der Jugendlektüre wird eingehend gewürdigt; jede Einseitigkeit wird dabei abgewiesen. Das Kapitel über die religiöse Erziehung ist so gehalten, dass Glieder aller Konfessionen davon profitieren können. Grosser Wert wird auf eine deutsche, aber nicht engherzige Gesinnung gelegt. Von besonderer Wichtigkeit erscheint das Kapitel über: „Das Kind und die sexuellen Fragen“; mit der hergebrachten Heimlichtuerei will der Verfasser aus sittlichen Gründen gebrochen und wahrhafte, dezente und edle Antworten auf die sexuellen Fragen des Kindes gegeben sehen. In den letzten Kapiteln: „Knabe und Mädchen“, „Berufswahl der Kinder“ tritt der Autor — es ist ein erfahrener, vorurteilsfreier Schulmann — für eine der neuzeitlichen Kulturentwicklung entsprechende Gleichberechtigung der beiden Geschlechter im Berufs- und sozialen Leben ein. Das Buch legt im grossen und ganzen die Ideen und Forderungen in anschaulicher Form dar, welche die Pädagogik des 20. Jahrhunderts kennzeichnen. Haus und Schule, Gesellschaft und Staat sieht es als die Faktoren an, die in zweckentsprechender Weise an der Erziehung unseres Nachwuchses beteiligt sind. Nicht „Musterknaben“, sondern umsichtige, tüchtige und in den sozialen Gemeinschaften brauchbare „Menschen“ sollen erzogen werden, Menschen, die sich ohne Krücken in allen Lebenslagen zurechtfinden. Das Buch dürfte für alle Eltern recht brauchbar sein. Die Ausstattung ist eine vornehme.

Dies ausgezeichnete Buch hat wie selten einen Anspruch darauf in jede Hausbibliothek aufgenommen zu werden und sei deshalb warm zur Anschaffung empfohlen.

A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt.

Belle Alliance-Strasse.

Grosse Frankfurter-Strasse.

Brunnen-Strasse.

Herren-Artikel

Herren-Strohhüte	moderne Formen	1.75, 2.45
Herren-Strohhüte	Matelotform, grobes Geflecht mit doppeltem Rand	98 Pf. 1.45
Knaben-Strohhüte	Matelotform, grobes Geflecht	90 Pf.
Kinderhüte	Matrosenform, blau-weiss	95 Pf.
Kinderhüte	Matrosenform, weiss, mit eleganter Schleifengarnitur	1.45

Echte Panamahüte von **10.50** an

Herren - Piqué - Wasch - Westen

weiss oder farbig, moderne Muster Stück **2.25**

Herrensocken.

Herrensocken	grau nahtlos, glatter oder Patentschaft	Paar 48 Pf.
Herrensocken	einfarbig mit farbigem Ringelmuster	Paar 48 Pf.

**Tricotagen, Schirme, Stöcke, Hüte,
Sport-Mützen, Gürtel, Schuhwaren.**

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incasso! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8^{1/2} - 5, Sonntags 9-1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Nebenverdienst erwirbt sich jeder durch den Verkauf der



Alemannia-Fahrräder.

Verlangen Sie Pracht-Katalog No. 361 über Fahrräder u. Zubehörteile gratis und franko, ehe Sie kaufen. — Probe-Fahrrad auch zum Ausnahmepreis. — Pneumatikmängel \mathcal{M} 3,70, mit Garantie \mathcal{M} 4,50 u. 5,70 — Schläuche \mathcal{M} 2,80 3,30 u. 3,80.

J. Fries, Beseler Nfl., Fahrradwerke, Flensburg.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 9.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Kossenerstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebstertig.

Keine Bedienung erfordernd!

Von Autoritäten als die ge sundeste Heizung
anerkannt.

Kryptol- Patronen- Oefen

Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Spielen Sie in der Lotterief!
Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hoch-
wichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie
sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden, 80/87.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser, Kohlensäure, Elektr.
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-
leuchtg. Romantische windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet.
Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt
oder Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 118.



Pfingsten:

Schmücke deinen Hut mit „Malen“
— Wenn es auch im Juni ist —
Wohl dem Mann, der drauss im Freien
Alltags-Sorgen schnell vergisst.
Suche Ruhstatt dir im Walde:
Schwellend Moos wird dir zum Betta.
Ringelwölkchen steigen balde
Auf — aus deiner Zigarette

„Salem Aleikum“.

Salem Aleikum Zigaretten —
Keine Ausstattung, nur Qualität

Bade-

apparate jeder Art. Wellen-
badschaukeln, Zusammen-
legbare Badewannen,
Douchen, Zimmerschwitz-
bäder. Heissluftbäder für
einzelne Körperteile. Pro-
spekt gratis. „Z“ Sittig
& Co., Berlin, Dorotheen-
strasse 43.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen.
Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler.
Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel,
Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungs-
briefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine
Denkschrift über das Dresdner Hausgerät
Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preis-
buch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche.
WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-
STR. 17; VERKAUFS- UND AUS-
STELLUNGSRAUME: RINGSTR. 15.